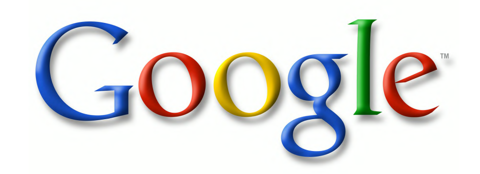
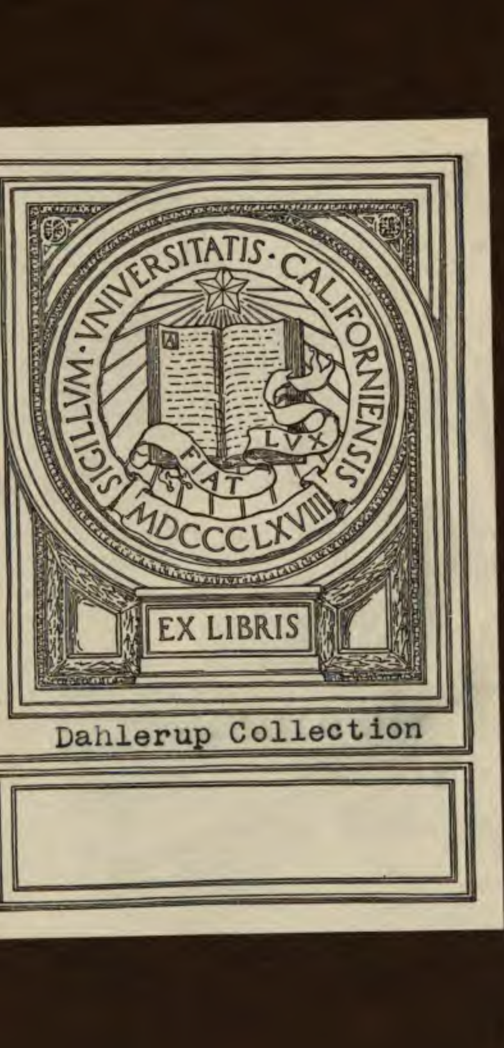


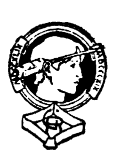

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS
Dahlerup Collection

Heinrich Heines Krankheit und Leidensgeschichte.

Eine kritische Studie

von

S. Rahmer,
Dr. med.



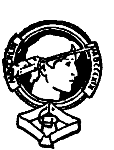
Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1901.

Heinrich Heines Krankheit und Leidensgeschichte.

Eine kritische Studie

von

S. Rahmer,
Dr. med.

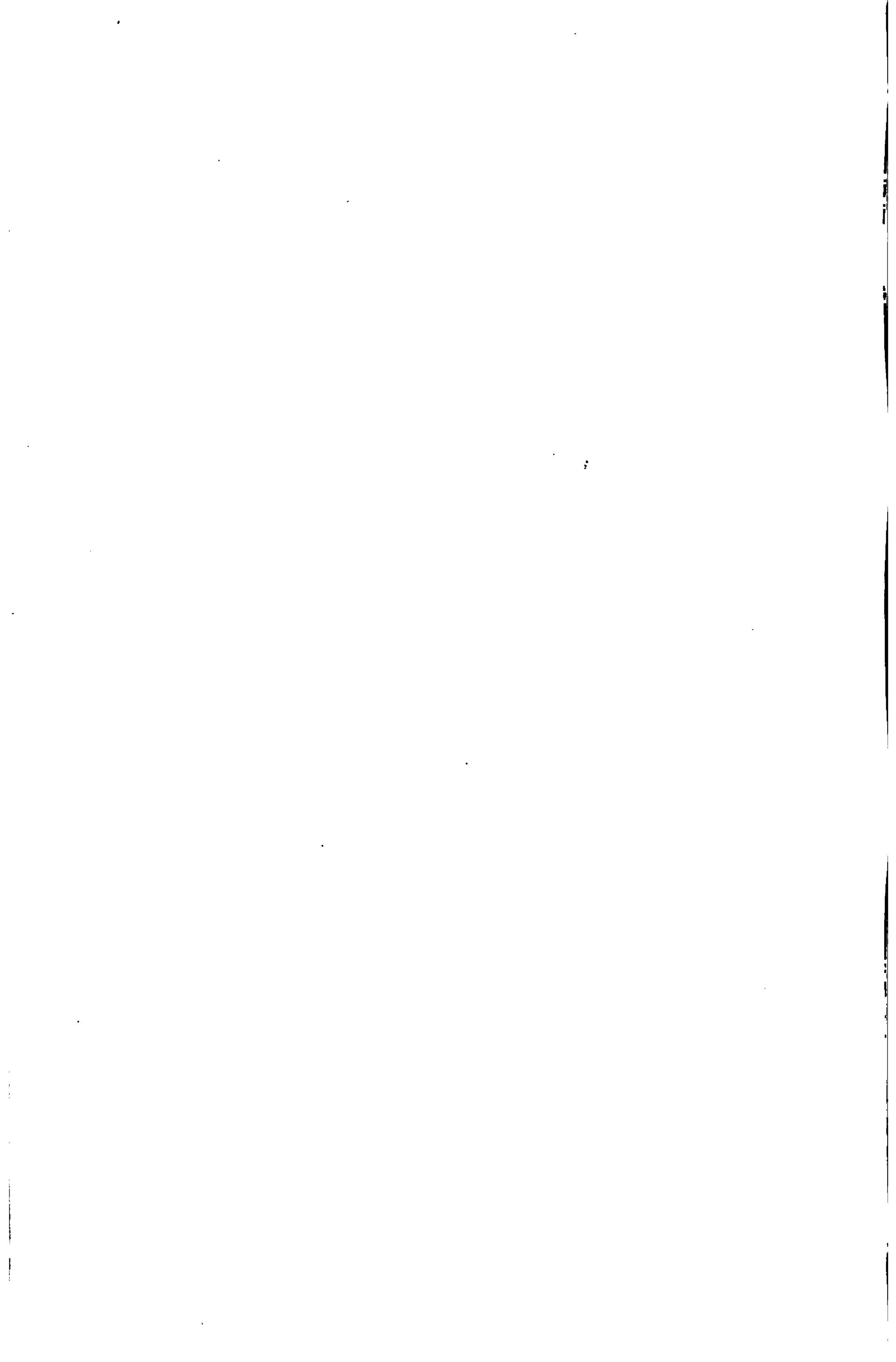


Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1901.

und Aerzten über den Krankheitszustand des Dichters veröffentlicht ist, haben wir nur mit größter Vorsicht und unter peinlichster kritischer Würdigung benutzt.

Von der Voraussicht ausgehend, daß unser Thema über die fachmännischen Kreise hinaus auch bei den zahlreichen Freunden und Verehrern des Dichters ein gewisses Interesse finden dürfte, haben wir uns bemüht, die verwickelten pathologischen Zustände, um die es sich handelt, möglichst gemeinverständlich darzustellen und durch erklärende Anmerkungen das Verständnis fachwissenschaftlicher Ausdrücke der Laienwelt näherzubringen. In dieser Fassung hoffen wir, daß die vorliegende Schrift das Lebensbild Heines ergänzen, das psychologische Verständnis des Menschen und Dichters vertiefen, daß sie dazu beitragen wird, seinem Charakter, seinen Fehlern und Schwächen gerechter zu werden und ihm weiterhin nicht jenes Mitleid vorzuenthalten, das der wahrhaft edle Dulder und Märtyrer in so hohem Maße verdient.

Berlin, im Januar 1901.



I.

Harry Heine wurde zu Düsseldorf am Rhein als das älteste von vier Kindern Samson und Betty Heines geboren; um seine Wiege „spielten die letzten Mondlichter des achtzehnten und das erste Morgenrot des neunzehnten Jahrhunderts". Nach seiner eigenen Angabe ist der 13. Dezember 1799 der Tag seiner Geburt.

Was alles dem Dichter von Feinden und Freunden zum Vorwurf gemacht werden mag, die hingebendste und zärtlichste Kindesliebe ist ein versöhnender Zug in seinem Charakterbilde. Während aller Wechselfälle seines schweren Leidens suchte er mit allem Eifer bis zum letzten Atemzuge seinen trostlosen Zustand vor der Mutter zu verbergen und sie bei dem Glauben zu erhalten, „daß er sich wohlbefinde und ein sehr alter Mann werde, der es vor lauter Gesundheit nicht aushalten kann". Der Schmerz um den Verlust ihres Lieblingssohnes warf die alte Frau auf das Krankenbett, aber ihre kräftige Natur raffte sich wieder auf, und erst drei Jahre später erlag sie der Cholera, die im Sommer 1859 in Hamburg wütete.

Fahndet man nach einer hereditären Belastung, durch welche sich die schwere Erkrankung des Dichters als eine ererbte darstellt, so giebt die väterliche Ascendenz reichliche Anhaltspunkte. Der Großvater und die Großmutter väterlicherseits sind frühzeitig gestorben, wie Heine selbst in seinen Memoiren berichtet, und ebenso wurden die sechs Kinder seines Oheims Salomon Heine alle in der Blüte ihrer Jahre dahingerafft. Der Vater Heines, von allen Menschen derjenige, den er am meisten auf dieser Erde geliebt, starb im

Alter von 64 Jahren, allem Anschein nach an einer Erkrankung des Zentralnervensystems.

„Ich leide noch immer an Krämpfen, die aber nicht wie bei meinem seligen Vater, den Magen affizieren.“ (Paris; H. Heine an Betty Heine 3. XII. 53.).

Maximilian Heine, der Bruder des Dichters, welcher in Petersburg als Arzt thätig war, äußert sich über die Krankheit seines Vaters:

„Unser Vater, S. S. Heine, starb den 2. Dezember 1828 in Hamburg im Kreise der Seinigen am Nervenschlag und nicht, wie es in einigen albernen Biographien heißt, im Wahnsinn.“

Der Umstand, daß die Krankheit Heines schon in früher Jugend begann, nachweisbar in ihren ersten Erscheinungen schon wenige Jahre nach der Pubertät, weist darauf hin, daß ihr eine ererbte Disposition zu grunde lag; und so spärlich die Nachrichten über seine Vorfahren lauten, so werden wir wohl kaum fehlgehen, wenn wir die krankhafte Vererbung von der väterlichen Seite herleiten.

II.

Der Knabe Harry ließ schon frühzeitig eine gewisse Reizbarkeit der Nerven erkennen, eine Nervosität, die sich progressiv in immer höherem Maße ausbildete. Schon dem Kinde war lautes Sprechen, jeder Lärm, Klavierspielen ꝛc. unangenehm und berührte ihn schmerzlich; selbst das angenehme und klangvolle Organ seiner Schwester konnte er, wie Frau de la Rocca, Heines Nichte, erzählt, bisweilen in seiner Reizbarkeit nicht vertragen und bat sie oft, nicht so laut zu schreien. In seiner geistigen Entwicklung ist er allen Mitschülern voraus; im Alter von zehn Jahren macht er seine ersten schüchternen poetischen Versuche und schreibt deutsche Aufsätze, die die staunende Bewunderung der Lehrer hervorrufen; seine Ge-

dichte „Deutschland“ und „Der Traum“, welche den Jahren 1815 und 16 entstammen, lassen neben der poetischen Begabung eine stupende Reife der Weltanschauung erkennen.

Von dem Wesen und der Eigenart des Knaben Harry hat der Dichter Heine selbst uns ein anschauliches Bild entworfen, das im Keime alle die Eigenheiten und Charakterzüge bei dem Knaben erkennen läßt, die in seinen späteren Werken und Gedichten zum Ausdruck kommen. Ein schwermütig düsterer Zug mit einem Hang zum Unheimlichen und Grausigen ist dem Knaben eigen: er fühlt sich magnetisch hingezogen zu der marmorschönen Nichte des Scharfrichters, die in dem abgelegenen und verrufenen „Freihause“ wohnt, und läßt sich von der unheimlichen, allgemein gemiedenen „Hexe von Goch“ die abenteuerlichsten Spukgeschichten, phantastische Märchen erzählen und schauerliche Totenlieder vorsingen.

Der träumerisch sinnende Zug seiner Poesien giebt sich zu erkennen in der Neigung des Knaben zum Uebersinnlichen und Visionären, das sich in seinem phantastischen Gemüte bis zu der Vorstellung eines Doppelwesens, zur Täuschung über die eigene Persönlichkeit steigert. Die Einbildungskraft des Knaben ist dauernd angeregt durch die geheimnisvolle, altmodische, ritterliche Persönlichkeit seines verstorbenen Großoheims Simon von Geldern, der ein Sonderling, Schwärmer und Glücksritter des 18. Jahrhunderts gewesen ist. Ueber den Einfluß dieser eigenartigen Persönlichkeit auf das empfängliche Gemüt des Knabens berichtet der Dichter selbst: „Alles, was man von ihm erzählte, machte einen unauslöschlichen Eindruck auf mein junges Gemüt, und ich versenkte mich so tief in seine Irrfahrten und Schicksale, daß mich manchmal am hellen, lichten Tage ein unheimliches Gefühl ergriff, und es mir vorkam, als sei ich selbst mein seliger Großoheim und als lebte ich nur eine Fortsetzung des Lebens jenes längst Verstorbenen! In der Nacht

1*

spiegelte sich dasselbe retrospektiv zurück in meine Träume. — In diesen Träumen identifizierte ich mich gänzlich mit meinem Großoheim, und mit Grauen fühlte ich zugleich, daß ich ein anderer war und einer anderen Zeit angehörte. Da gab es Verhältnisse, wovon ich früher keine Ahnung hatte, und doch wandelte ich dort mit sicherem Fuß und sicherem Verhalten.

Da begegneten mir Menschen in brennend bunten, sonderbaren Trachten und mit abenteuerlich wüsten Physiognomien, denen ich dennoch wie alten Bekannten die Hand drückte; ihre wildfremde, nie gehörte Sprache verstand ich, zu meiner Verwunderung antwortete ich ihnen sogar in derselben Sprache, während ich mit einer Heftigkeit gestikulierte, die mir nie eigen war, und während ich sogar Dinge sagte, die mit meiner gewöhnlichen Denkweise widerwärtig kontrastierten.

Dieser wunderliche Zustand dauerte wohl ein Jahr, und obgleich ich wieder ganz zur Einheit des Selbstbewußtseins kam, blieben doch geheime Spuren in meiner Seele."

Es ist augenblicklich modern, aus den Produkten ihrer weitschweifenden und ungezügelten Phantasie das Sexualleben der Dichter zu ergründen, und man ist mit Vorliebe bereit, unseren hervorragendsten Dichtern und Schriftstellern sexualpathologische Züge nachzuweisen. Heine ist von diesem Geschick gewiß nur verschont geblieben, weil er jung verheiratet war und in einer glücklichen Ehe lebte. Das Sinnenleben des Knaben hat uns der Dichter selbst offenbart; er läßt uns ahnen, daß auch in ihm selbst etwas von dem märchenhaft und unheimlich Wollüstigen steckt, das in seinen Werken so oft zum Ausdruck kommt; ein unbewußter, stark ausgeprägter erotischer Trieb in Verbindung mit einer ausgesprochenen ästhetisch-künstlerischen Empfindung.

Den etwa zwölfjährigen Buben nimmt seine Mutter mit nach dem sog. Schloß, einem zerfallenen einstöckigen Hause,

das sein Großvater gebaut, und in dem die französische Einquartierung arg gehaust hatte. Im angrenzenden Garten findet er eine vom Postament herabgestürzte Marmorstatue der Venus „mit den reinschönen Gesichtszügen und mit dem straffgeteilten edlen Busen, der wie eine griechische Offenbarung aus dem hohen Grase hervorglänzte. Ich erschrak fast, als ich sie sah; dieses Bild flößte mir eine sonderbare schwüle Scheu ein, und eine geheime Blödigkeit ließ mich nicht lange bei seinem holden Anblick verweilen". Nachts, auf seinem improvisierten Lager erfaßt den Knaben in der Erinnerung an die Marmorstatue eine ungewohnte Unruhe, er kann nicht schlafen und schließlich folgt er seinem impulsiven Drange, verläßt Bett und Haus und schleicht unbemerkt nach dem Garten. „Im grünen Grase lag die schöne Göttin, ebenfalls regungslos, aber kein steinerner Tod, sondern nur ein stiller Schlaf schien ihre lieblichen Glieder gefesselt zu halten, und als ich ihr nahete, fürchtete ich schier, daß ich sie durch das geringste Geräusch aus ihrem Schlummer erwecken könnte. Ich hielt den Atem zurück, als ich mich über sie hinbeugte, um die schönen Gesichtszüge zu betrachten; eine schauerliche Beängstigung stieß mich von ihr ab, eine knabenhafte Lüsternheit zog mich wieder zu ihr hin; mein Herz pochte, als wollte ich eine Mordthat begehen und endlich küßte ich die schöne Göttin mit einer Inbrunst, mit einer Zärtlichkeit, mit einer Verzweiflung, wie ich nie mehr geküßt habe in diesem Leben. Auch nie habe ich diese grauenhafte, süße Empfindung vergessen können, die meine Seele durchflutete, als die beseeligende Kälte jener Marmorlippen meinen Mund berührte. . . ."

Für die hochgradige Sensibilität des Knaben und seinen scharf ausgeprägten Schönheitssinn zeugt auch der folgende charakteristische und amüsante Vorfall, den uns sein Bruder mitteilt:

Es war Schulschluß und Harry deklamierte eben den Schillerschen Taucher, als die Tochter des Gerichtspräsidenten

in Düsseldorf, von A . . ., „ein wunderschönes, schlankes Mädchen mit langen, blonden Locken" den Saal betritt; in der vordersten Reihe auf einem leerstehenden goldenen Sessel wird ihr ein Platz angewiesen. Heine deklamiert in vortrefflichem Schwunge; bei der Stelle „Und der König der lieblichen Tochter winkt" erblickt er „die blühende Rose am blühenden Rhein"; er stockt, wiederholt mehreremale träumerisch den eben rezitierten Vers, er hört nicht den eifrig soufflierenden Lehrer; mit großen offenen Augen blickt er wie auf eine plötzlich erschienene, überirdische Gestalt, dann sinkt er ohnmächtig nieder[1]).

Resumieren wir kurz: der Knabe Harry Heine zeigt neben einer über sein Alter hinaus entwickelten Intelligenz, eine hochgradige Irritabilität der sensoriellen[2]), der sensiblen[3]), speziell auch der sexuellen[4]) Nerven, eine ungezügelte Phantasie, die sich bis zum „brütenden Versinken in den düstern, nur von phantastischen Lichtern durchblitzten Schacht der Traumwelt" steigert, eine seltsam weichliche Zärtlichkeit des Gemüts — kurz in ihren ersten Keimen alle diejenigen Eigenschaften der Sinne und der Seele, welche sich in ihrer weiteren Entwicklung schon wenige Jahre nach der Pubertät zu dem ausgesprochenen Bild der Nervenschwäche, der Nervosität und männlichen Hysterie steigern sollten.

---

[1]) J. E. Poritzky, „Wie sollen wir Heinrich Heine verstehen", zweifelt an der Wahrheit dieses Vorfalles, weil ihn Maximilian Heine aus dem Munde seines Bruders haben will. Aber worauf gründet sich dieser Zweifel? Mit demselben Rechte könnten wir alles verwerfen, was aus dieser Quelle stammt. Uns erscheint die Erzählung so bezeichnend und anmutig, daß wir ihre Erfindung dem nüchternen M. Heine nicht zutrauen.

[2]) Nerven der Sinnesorgane.

[3]) Empfindungsnerven.

[4]) Nerven der Geschlechtsorgane.

III.

Kaum hat Heine das Elternhaus verlassen, kaum beginnt das Leben, die Arbeit, das Studium erhöhte Anforderungen an seine geistige Thätigkeit zu stellen, da beginnen auch seine Klagen über Kopfschmerzen, Migräne, nervöse Verstimmung, über sein trauriges, kränkelndes Leben.

Im Spätherbst 1819 bezog Heine die Universität Bonn. Sehr bald machten sich hier die Zeichen einer großen Nervosität bei dem jungen Studenten in gesteigertem Maße geltend. Freilich besitzen wir authentische Nachrichten und persönliche Mitteilungen über sein Befinden erst aus den letzten Jahren seines Studentenlebens. Als er im Anfange des Jahres 1824 sich zum zweitenmale auf der Göttinger Universität immatrikulieren ließ, war der dichterische Ruhm Heines bereits so hoch gestiegen, daß er die Aufmerksamkeit seiner akademischen Genossen im ungewöhnlichen Grade erregte, und daß einer seiner Freunde, der stud. jur. E. Wedekind, in seinem Tagebuch die sorgfältigsten Aufzeichnungen über jedes Zusammentreffen mit Heine und zahlreiche mit ihm gepflogene Gespräche machte. In diesem später veröffentlichten Tagebuche lesen wir, in Uebereinstimmung mit allen sonstigen Berichten, daß Heines Aussehen, je nach seinem körperlichen Befinden, beständig wechselte, und daß er damals viel an nervösen Kopfschmerzen litt. Einmal bat er Wedekind, eine Uhr, die auf dem Tische lag, wegzulegen, weil er das Ticken derselben nicht vertrüge; und auf die Frage, ob er immer oder nur zu Zeiten poetisch gestimmt sei, antwortete er: „wenn ich mich wohl befinde, dann immer".

Aus seiner Kränklichkeit, heißt es ein andermal, „erklärt sich wohl seine so sehr abwechselnde Stimmung. Manchmal ist er ganz hypochondrisch, und dann springt er mit einemmale in den feinsten Witz um. Wenn er bei guter Laune ist, ist er äußerst

witzig, und kommt man dann auf seine Liebe zu sprechen, so fängt er immer an zu parodieren". In einer nachträglichen Ergänzung zu seinen Tagebuchnotizen bemerkt Wedekind: „Heine, bekanntlich klein und schmal, sah damals — je nach seinem Befinden — sehr verschiedenartig aus. In guten Momenten hatte er eine ungemein gewinnende Freundlichkeit." — — —

Schiff, ein Vetter Heines, nahm ihn während seines Berliner Aufenthaltes (1821) vorübergehend in seine Wohnung auf. Das Zimmer gefiel Heine gut; „nur die Wanduhr bat er mich gleich zu hemmen; denn er litt an nervösen Kopfschmerzen, und der Pendelschlag war ihm störend."

Auch als Heine sich von Göttingen aus bei seinem Freunde Moser ein Zimmer in Berlin bestellt, giebt er ihm ängstliche Vorschriften: „nicht zu teuer, aber auch nicht zu schlecht. Bei keinem Juden, wegen — — —, und nirgends wo in der Nähe ein Schlosser oder überhaupt ein klopfender Handwerker wohnt; auch siehe, daß das Zimmer an kein anderes grenzt, worin laut gesprochen wird."

Aus alledem ersehen wir, daß Heine schon in einem sehr frühen Lebensalter, schon kurz nach dem Eintritt in das 20. Lebensjahr an einer hochgradigen Reizbarkeit und Erregbarkeit seiner Nerven litt, daß die Anstrengungen des Studiums sein Gehirn im hohen Maße angriffen — die dadurch bedingten Unterbrechungen und der Aufschub des Examens führten zu unangenehmen Auseinandersetzungen mit seinem reichen Onkel — daß er wechselnden Stimmungen im hohen Maße unterworfen war, und daß er schon in den Jahren der Entwicklung an jener schmerzhaften und verstimmenden Reizbarkeit der Kopfnerven litt, die, wie wir sehen werden, mit den Jahren immer mehr zunahm. Er sagt von sich selbst in einer Dedikation seiner „Tragödien" an Rahel von Varnhagen: „Haben Sie ja schon Anno 1822 und 1823 Aehnliches gethan, als Sie mich kranken, bittern,

mürrischen, poetischen und unausstehlichen Menschen mit einer Artigkeit und Güte behandelten, die ich gewiß in diesem Leben nicht verdient." —

Uebrigens stand Heine schon als Student in andauernder ärztlicher Behandlung, wenigstens wissen wir, daß in Göttingen sein Arzt der Geheime Hofrat Dr. Marx war.

Heine erging es wie den meisten Neurasthenikern: man glaubte nicht an seine Beschwerden, hielt dieselben für Einbildung und „moralische Unart", und er fand statt Mitgefühl und Teilnahme oft genug Spott und Hohn. Besonders sein Vetter Schiff, dessen robuste Gesundheit den maßlosesten Ausschweifungen standhielt, glaubte nicht an seine Kopfschmerzen und sah in denselben lediglich einen Vorwand, durch Aufstützen des Kopfes oder kokettes Hinstreichen über die Stirn eine schön geformte Hand in vorteilhafter Beleuchtung zu zeigen. Wie schwer Heine derartige Mißdeutungen trafen, und wie bitter er ähnliche Insinuationen vertrug, geht aus einer späteren Aeußerung Laube gegenüber hervor, die wir auf Seite 17 wiedergeben.

Die Kopfschmerzen, die, wie wir sahen, auf einer neurasthenischen Basis sich entwickelten, haben den Dichter nicht wieder verlassen, sie bilden unter allen Lebensbedingungen das ständige und quälendste Leiden, das er um so schwerer empfand, als es seine Arbeits- und Leistungsfähigkeit wesentlich beschränkte. Weder Sturzbäder, die er auf Anraten seiner Aerzte eine Zeitlang gebrauchte, noch lang ausgedehnte Spaziergänge, noch häufige Reisen und wechselnde Eindrücke brachten irgend welche Besserung und Erleichterung; nur der Aufenthalt an der Nordsee, seinem „wahlverwandten Element", brachte wenigstens zeitweilig vorübergehende Besserung. Die Klagen über Kopfschmerzen kehren in den verschiedenartigsten Variationen in allen seinen Briefen wieder, und wir können die seelische Verfassung des Dichters, seine wechselvolle Stimmung,

seine psychische Depression und vor allem seine quälenden Beschwerden am besten aus seinen Briefen selbst ersehen, die wir auszugsweise im folgenden wiedergeben; wir finden in ihnen das getreueste Bild von den Seelenzuständen und den körperlichen Beschwerden des Dichters.

„Du kannst Dir nicht denken, lieber Fritz, wie oft und wie lebhaft ich an Dich denke. Um so mehr, da ich jetzt ein höchst trauriges, kränkelndes und einsames Leben führe." (Bonn, an v. Beughem, 15. VII. 1820.)

„Ich wäre längst nach Potsdam gekommen, wenn ich nicht gar zu sehr litte an meinen gewöhnlichen Kopfschmerzen, die mir fast das Schreiben erschweren." (Berlin, an Chr. Aug. Keller, 15. VI. 22.)

„Ich sollte nach Dresden und Töplitz reisen, um meine Gesundheit herzustellen. — — — Meine Gesundheit ist noch immer im schlechten Zustande; meine Reise wird mich wahrscheinlich nicht auf den Strumpf gebracht haben. Nicht allein, daß jener Brief, die Spuren meiner krankhaften Stimmung tragend unerquicklich ausfiel, mußte die Censurscheere noch verursachen, daß ich Unsinn sprach." (Gnesen, an Chr. Aug. Keller, 1. IX. 22.)

„Dieser Tage reise ich nach Lüneburg, bin aber in diesem Augenblick sehr malade und schreibe diese Zeilen unter den furchtbarsten Schmerzen." (Berlin, an Embden, 3. V. 23.)

„Ich bin hier, — mehr kann ich wegen Unwohlsein nicht sagen. Ich will die ganze Cur hier mitmachen." (Ruetzbuettel, an Charl. Heine, 28. VII. 23.)

„Mein Kopf bessert sich täglich". (Lüneburg, an Charl. Heine, 12. X. 23.)

„— meine Kopfschmerzen, die noch immer nicht verschwinden." (Lüneburg, an Ch. Heine, 7. XI. 23.)

„Ueberdies bin ich zu mismutig, um etwas Heiteres zu sagen, und Du weißt, wenn ich meine düstere Stunde habe, lasse ich mich nicht vor Dir sehen.“ (Lüneburg, an dieselbe, 8. XII. 23.)

„Mit meiner Gesundheit kann ich noch nicht prahlen, aber es geht schon.“ (Göttingen, an dieselbe, 30. III. 24.)

„Ich befinde mich nämlich jetzt so wohl, wie ich mich seit Jahr und Tag nicht befunden habe.“ (Göttingen, an dieselbe, 8. V. 24.)

„Was mich selbst betrifft, so geht es mit meiner Gesundheit immer besser; freilich sehr langsam. — — Ich glaube ganz bestimmt, daß sich meine Kopfschmerzen im Laufe einiger Jahre ganz verlieren werden, und daß ich dann mehr als jetzt im stande sein werde, tüchtig zu wirken und zu leben“. (Göttingen, an Moritz Heine, 9. VIII. 24.)

„Aber ich liebe Euch zu sehr, als daß ich Euch eine Stunde verbittern sollte mit langen Schilderungen der peinlichen Situation eines kranken, mürrischen, von Gott und Welt geplagten Menschen. — — — Jetzt aber kann ich Euch schreiben, mit meiner Gesundheit geht es besser — es war sehr schlimm.“ (Göttingen, an Embden, 11. V. 25.)

„Ich befinde mich selbst zwar nicht mehr so ganz schlecht, mit meiner Gesundheit geht es jetzt Gottlob viel besser als sonst, doch bin ich noch immer krank genug, um mehr an die Gegenwart als an die Zukunft zu denken.“ (Göttingen, an Charl. Heine, 31. VII. 25.)

„Ich lebe hier im alten Gleise, d. h. ich habe acht Tage in der Woche meine Kopfschmerzen.“ (Göttingen, an Moser, ohne Datum.)

„Mit meiner Familie stehe ich auf gutem Fuß. Ich selbst bin darin der einzige, womit ich schlecht stehe.

Viel Selbstkummer habe ich in dieser letzten Zeit ertragen, es will sich noch nicht mit meinem Kopfschmerz geben und alte Gemütswunden eitern. In diesem Augenblick hat mich eine starke Betäubung wie in ein bleiernes Grab eingeschlossen. Ich fürchte, daß ich nächstens ernstlich krank werde." (London, an Varnhagen, 1. V. 27.)

„Bin zu schlecht gestimmt, auch krank und verwirrt um schreiben zu können." (London, an Merckel, 1. VI. 27.)

„Mit meiner Gesundheit will es sich noch immer nicht ganz bessern; mein altes Kopfleiden will nicht weichen." (London, an Moser, 9. VI. 27.)

„Mit meiner Gesundheit steht es besser. Ich will diesen Winter viel schreiben." (Wangeroge, an Merckel, 11. IX. 27.)

„Meine Gesundheit, die wieder rückgängig, erlaubt mir keine große Thätigkeit." (Lüneburg, an Moser, 30. X. 27.)

„Meine Gesundheit verschlimmert sich wieder." (Lüneburg, an Varnhagen, 30. X. 27.)

„Ich bin so krank, daß ich bis jetzt fast immer das Zimmer gehütet. — — — — ich wollte eigentlich sagen, daß ich eben jetzt, wo ich berühmt geworden, das Schicksal deutscher Schriftsteller befürchte, nämlich frühes Hinsterben. — — — — Ich bin heut ein krank altes Weib und schwatze." (München, an Campe, 1. XII. 27.)

„Wenig Worte, denn ich schreibe Dir aus einem Abgrund von Misere. Ich bin nämlich bis auf den Tod krank. — — — Entschuldige mein Gekritzel, ich bin sehr krank und sehe ich, daß das Klima hier meinen Zustand verschlechtert, gehe ich nach Italien". (München, an Merckel, 1. XII. 27.)

„Ich wollte, ich könnte mitrollen in das ewige

Nichts, denn ich bin sehr krank und schlechter Laune. — — — — Ich würde ihm einen langen herzigen Brief schreiben, wenn ich nicht totelend wäre durch das verdammte Klima. Herzensbrand, bei völliger Ermattung des Kopfes". (München, an Merckel, Sylvester 27.)

„Jetzt beschäftigt das Buch sehr meinen kranken Kopf". (München, an Menzel, 12. I. 28.)

„Ich bin noch immer am hiesigen Klima leidend. — — — — Ich bin jetzt umlagert von Feinden und intriguierenden Pfaffen; mein schlimmster Feind ist meine schlechte Gesundheit." (München, an Detmold, 15. II. 28.)

„Ich möchte Dir viel antworten, würde mir nicht das Schreiben allzu sauer. Es sieht überhaupt sehr sauer mit mir aus. Das hiesige Klima hat beendet, was der Aerger begonnen. Ich klage, ja ich klage, selbst auf die Gefahr hin, daß man meine Klagen nicht glaubt. Wer nichts durch seine Klagen gewinnen kann, dem sollte man doch glauben." (München, an Merckel, 14. III. 28.)

„Ich bin in diesem Augenblick zwar noch immer kopfkrank, aber sehr ruhig." (München, an Varnhagen, 12. II. 28.)

„Mein Zustand ist noch immer derselbe, und ich mache mich bereit, nach Italien zu reisen. — — — — Die Engländer haben mich angesteckt mit ihrem Spleen, und ich bin gründlich verdrießlich." (München, an Varnhagen, 1. IV. 28.)

„Ich hoffe diesen Frühling an meinem Unmut zu genesen." (München, an Merckel, 11. IV. 28.)

„Und obendrein bin ich krank. — — Lebe wohl, beklage Dich nicht über meine Griesgrämigkeit, diese bin ich selbst." (München, an Merckel, 14. IV. 28.)

„Bin noch immer krank und sehne mich nach Italien.“ (München, an Menzel, 16. IV. 28.)

„Diesen Winter war ich fast kopftot und jetzt zerstreut mich der Münchener Frühling.“ (München, an Menzel, 2. V. 28.)

„Mit meiner Gesundheit geht es passabel.“ München, an Varnhagen, 6. VI. 28.)

„Ich bin so niedergeschlagen, so zusammengedrückt, so beengt — ach ich möchte ein Kätzchen sein!“ (Potsdam, an Frieder. Robert, Mai 29.)

„Ich habe mich seit vorigem Sonntag äußerst schlecht befunden und war gezwungen, zu Arzt und Apotheke zu schicken. Jetzt gehts leidlich besser.“ (Potsdam, an Moser, 5. VI. 29.)

„Ich befinde mich in der That recht wohl und heiter. Das Meer ist mein wahlverwandtes Element, und schon sein Anblick ist mir heilsam. Ich bin, jetzt fühl ich es erst, unsäglich elend gewesen, als ich mich in Berlin befand.“ (Helgoland, an Moser, 6. VIII. 29.)

„Ich bin sehr verschnupft und kopföde.“ (Hamburg, an Merckel, 13. X. 29.)

„Ich befinde mich heute wieder schlecht und schlecht gelaunt, als bestände ich aus Campeschem Fließpapier.“ (Hamburg, an Merckel, 29. X. 29.)

„Heute habe ich Kopfschmerzen, da das Theater, und besonders wenn ich ein ganzes Stück ansehe, mich immer angreift. Aber dafür war ich gestern desto gesund glücklicher.“ (Hamburg, an Immermann, 17. XI. 29.)

„Ich wünsche Dir Glück zum neuen Jahr und, um mich kurz zu fassen, wünsche ich Dir alles, was mir fehlt. Dazu gehört in diesem Augenblick auch Gesundheit.“ (Hamburg, an Moser, 30. XII. 29.)

„Der Kopf dumpf! Die Brust von widerwärtigem

Schmerz, von tausend Verdrießlichkeiten umringt, schreibe ich Ihnen diesen Brief. Wie trübe beginnt dieses Jahr, wie beängstigend"! (Hamburg, an Varnhagen, 3. I. 30.)

„— aber Privatkrankheit hält mich in diesem Augenblick hier fest. Ich bin wirklich krank und habe dazu viel Verdrießlichkeiten um die Ohren." (Hamburg, an Frieder. Robert, 15. I. 30.)

„In diesem schändlichen Ultrawinter, wo jeder honetter, liberaler Mensch krank war, habe auch ich sehr gelitten; ich bin jetzt wieder auf die Besserung, nachdem ich vier Wochen lang mich von Blutegeln, spanischen Fliegen, Apothekern und bedauernden Freunden habe quälen lassen. Ich warf viel Blut. — — — Entschuldigen Sie mein wirres Schreiben, mein Kopf ist so matt". (Hamburg, an Varnhagen, 27. II. 30.)

„Trotz einer übergroßen Müdigkeit in Kopf und Gliedern schreibe ich Ihnen dennoch." (Hamburg, an Immermann, 14. III. 30.)

„Ich befinde mich öde gestimmt, kopfleidend und zu nichts aufgelegt. Ich habe ein wüst lieblos fatales Jahr verbracht!" (Wandsbeck, an Varnhagen, 11. VI. 30.)

„Seit 8 Tagen plagen mich Kopfschmerz und Aerger." (Hamburg, an Varnhagen, 19. XI. 30.)

„Ich kann mich der trüben Stimmung, die mich hier belastet, keineswegs erwehren. — — Habe viel Gesumm und Geklopf um die Ohren und meine Kopfschmerzen sind in ihrer besten Blüte." (Helgoland, an Charl. Heine, 28. VI. 30.)

Wir haben versuchst, möglicht vollständig alle eigenen Angaben des Dichters in chronologischer Folge wiederzugeben, weil es nur auf diese Weise gelingen dürfte, ein Bild zu entwerfen von seiner andauernden Verstimmung, seiner gemüt-

lichen Depression und seinen fast ununterbrochenen quälenden Kopfschmerzen. Nur mit dem Beginn des Frühjahrs und während des Aufenthaltes an der See — freilich nicht immer, wie der letzte Brief beweist — scheinen auf ganz kurze Zeit die Beschwerden sich zu bessern. Dabei läßt sich nicht verkennen, daß progressiv die Kopfschmerzen und damit seine Verstimmung und Reizbarkeit an Heftigkeit und Dauer zunehmen, wie ein Blick auf die späteren Citate (s. S. 19) beweist.

Legen wir uns die Frage vor, wie die Beschwerden des Dichters zu deuten und zu beurteilen sind, so müssen wir zunächst darauf hinweisen, daß Heine keineswegs hypochondrisch veranlagt war. Er hat sicherlich seine Beschwerden nicht übertrieben — höchstens aus Nützlichkeitsgründen in einzelnen Briefen an seinen Verleger Campe — und er ist glücklich und in vertrauensseliger Stimmung, wenn er von relativem Wohlbefinden berichten kann. Zudem lehrte die Zukunft, wie leichtfertig Heine über seinen Krankheitszustand dachte. Schon bei den ersten Anzeichen der beginnenden Zentralerkrankung[1]) konsultierte Heine seinen späteren Arzt Dr. Gruby, der sofort die drohende Gefahr erkannte; aber Heine lachte darüber und schlug seine Warnungen in den Wind. Wie Frau Jaubert berichtet, spottete er über die furchtbaren Symptome seiner Krankheit noch zu einer Zeit, als seine Freunde bereits bedenklich den Kopf schüttelten. „Ich verliere mein Gesicht,“ scherzte er, „und wie die Nachtigall werde ich desto schöner singen.“

---

[1]) Man unterscheidet die Nervenkrankheiten als periphere und zentrale. Bei den peripheren Erkrankungen sind die Nerven in ihrem peripheren Verlaufe erkrankt; zentrale Erkrankungen sind solche, welche ihren Sitz haben in dem Zentrum des Nervensystems: Gehirn, Rückenmark oder in dem zwischen beiden gelegenen verlängerten Mark.

Wir haben demnach allen Grund, die Klagen Heines als nicht übertrieben anzusehen, und bei der Hartnäckigkeit und Heftigkeit der Beschwerden, die sich fortdauernd steigerten bis zum vollen Ausbruch der zentralen Erkrankung höchst wahrscheinlich darin jene Form von Kopfschmerzen zu suchen, welche so gewöhnlich materiellen und nukleären Hirnerkrankungen [1]) vorauszugehen pflegen.

Heine selbst war sich voll bewußt des Zusammenhanges seiner jahrelangen Kopfschmerzen und der sich daran anschließenden Erkrankung des Zentralnervensystems. „Gerechtigkeit muß walten," so äußerte er sich zu Laube mit zuckendem Lächeln, als er ihn nach langen Jahren auf der Höhe seiner Krankheit wiedersah, „und ihr seht jetzt, daß ihr mir immer Unrecht gethan, wenn ihr meinen Kopfschmerz und meine Verstimmung so oft meiner moralischen Unart zugeschrieben habt. Ich war nie moralisch. Es war ein ganz physischer Leidenskrebs, der mich immer gezwickt hat und nun zerfleischt."

Wir haben die Berichte Heines über seinen Gesundheitszustand bis zum Jahre 1830 (s. o.) wiedergegeben. Im Mai 1831 kam er nach Paris, wo er mit kurzen Unterbrechungen bis zu seinem Lebensende bleiben sollte. Wenn Strodtmann und nach ihm Mauthner behaupten, daß im fremden Lande Heines Beschwerden sich gebessert und seine Klagen aufgehört hätten, so widerspricht dies den Thatsachen. Gewiß, Heine fühlte sich in Paris „der Spitze der Welt", wo er mit Begeisterung in den Taumel des Pariser Lebens untertauchte, wohler sicherer und ungebundener, in einer gesellschaftlichen Atmosphäre, die völlig frei war von allen den Vorurteilen, unter denen er in seiner Heimat zu leiden hatte,

---

[1]) Erkrankungen der Kerne oder der Ursprungsstellen der aus dem Gehirn und Rückenmark stammenden Nerven.

und seine, freilich sehr spärlichen Briefe aus dieser Zeit an seine Freunde atmen eine Begeisterung und eine Lebensfreudigkeit, die uns an ihm sonst fremd erscheint. Aber doch kehren seine Klagen in erneuter Heftigkeit und in erhöhtem Maße sehr bald wieder.

„Schon an die zwei Monat schleppe ich mich mit dem Gedanken, Ihnen zu schreiben. Aber da kam unterdessen die vermaledeite Cholera, und jetzt leide ich ungewöhnlich heftig, seit 14 Tagen, an meinem Kopfe.“ (Paris, an Varnhagen, Mitte Mai 32.)

„Rate mir als Arzt, was ich thue gegen mein Kopfweh, das mich seit zwei Monaten stärker als je heimsucht? Es ist vielleicht Folge großer Geistesbewegung. — — — — Hätte ich nur keine Kopfschmerzen.“ (Paris, an Maxim. Heine, 21. IV. 34.)

Eben so wenig wie es richtig ist, daß Paris sein Kopfleiden auf die Dauer günstig beeinflußt hat, eben so falsch ist die Behauptung Mauthners, die er Strodtmann entnimmt, daß mit den ersten Lähmungserscheinungen, d. h. also mit dem offensichtlichen Beginn der zentralen Erkrankung die qualvollen Kopfschmerzen aufgehört hätten. Wenn dies auch für gewöhnlich der Fall ist, so war dieser wohlthuende Verlauf unserem Patienten von einem mitleidigen Schicksal versagt, und ungeschwächt und unvermindert kehren in allen Korrespondenzen bis zu seinem am 17. Februar 1856 erfolgten Tode die gleichen Klagen über Kopfschmerzen wieder, die der Dichter um so schwerer empfand, als sie mehr wie alle übrigen Krankheitsäußerungen seine namentlich in der letzten Lebensperiode fieberhaft gesteigerte Arbeitslust lahmlegten. Einige wenige Aeußerungen hierüber aus den verschiedensten Jahrgängen dürften genügen:

„Je ne peux pas venir, et soyez persuadée, que je le regrette beaucoup; mais savez ce que c'est que

la migraine, ce petit enfer qu'on porte dans le cerveau“ (Paris, an Carol. Jaubert 1835.)

„Mein Kopf thut mir zu weh, als daß ich Ihnen heut mehr schreiben könnte.“ (Paris, an Campe, 1. III. 37.)

„Just heute, wo periculum in mora, ist, wenn ich Ihnen nicht schreibe, habe ich meinen Kopfschmerz.“ — (Paris, an Campe, 18. II. 40.)

„Obschon ich an einer schrecklichen Migräne litt, mußte ich doch gestern, am Sonntag, bei ihm speisen. — Aber mein Kopf ist heut wie ein gebratener Apfel. Du kennst jenen Zustand von Stumpfsinn, in welchem ich mich am nächsten Tage befinde, wenn ich trotz meiner Migräne, mich angestrengt habe.“ (Hamburg, an Mathilde Heine, 12. VIII. 44.)

„Ich schreibe Ihnen heute, obgleich mein Kopf in einem entsetzlichen Zustande und jeder Brief mir ein Stück Leben kostet.“ (Paris, an Lassalle 1846.)

In solchen und ähnlichen Klagen geht es fort die ganze Korrespondenz des Dichters hindurch, und selbst die zärtlichen Briefe an die Mouche (Mme. de Selden) kurz vor seinem Tode hallen wieder von den gleichen Klagen.

„Ich habe einen Anfall von Migräne, der, wie ich fürchte, noch bis morgen anhalten oder noch schlimmer werden wird.“ (11. I. 56.)

„Ich beeile mich also, Sie wissen zu lassen, daß ich Sie erst um die Mitte nächster Woche wiedersehen kann, um unser Zusammensein nicht durch meinen Kopfschmerz zu stören.“

„Bin sehr elend. Hustete 24 Stunden lang; daher heute Kopfschmerz, wahrscheinlich auch morgen.“ — (November 55.)

Der Eindruck, welchen wir von Heine aus seiner Korrespondenz bekommen, wird passend ergänzt durch eine Schilderung Heinrich Laubes: „Kopfweh war seine immer wiederkehrende Not. Er glich oft einer hysterischen Frau, die ewige Krisen in Migräne durchmacht. Da sprach er dann abgebrochen und wüst, die Sätze nur halb fertig, die notwendigsten Worte oft mühsam suchend. — — — Und derselbe Mensch war in der nächsten Stunde ein ganz anderer. Körperlich wohler und gut angeregt von den Gegenständen des Gesprächs, oder auch nur von den Sprechenden, denen er schmeicheln oder die er bekämpfen wollte, entwickelte er eine Suada voll Inhalt, Raschheit und Lebendigkeit. Seine Stimme war Tenor, weich und angenehm, wenn er guter Laune war."

IV.

Haben bisher Mißstimmung und Kopfschmerzen allein das Krankheitsbild beherrscht, so zeigen sich im Sommer 1832 die ersten Lähmungserscheinungen, und wir haben deshalb ein Recht, von dieser Zeit an den Beginn der Zentralerkrankung Heines zu datieren. Ganz mit Unrecht verlegen alle Biographen und mit ihnen Mauthner den Beginn der Erkrankung in das Jahr 37; und wenn Mauthner sagt, daß das Leiden einen ungewöhnlich langsamen Verlauf nahm und fast 20 Jahre dauerte, so ist dies nicht richtig, denn die ersten zweifellosen Symptome des Leidens machten sich schon 24 Jahre vor dem Tode bemerkbar. Wir lassen den Patienten selbst hierüber berichten:

„Obgleich an einer lahmen und an einer schwachen Hand leidend, bekomme ich doch plötzlich den Drang, Dir zu schreiben." (Dieppe, an Merckel, 24. VIII. 32.)

„— — — meine Backen sind rot, zwei Finger

an der linken Hand sind gelähmt, ich trage helle Röcke und bunte Westen.“ (Paris, an Hiller, 24. X. 32.)

„Ich leide noch immer an meiner paralysierten Hand. Koreff[1]) ist mein Arzt. War sehr krank. Dennoch bleib ich thätig. Ich gebe das Schwert nicht aus Händen, bis ich hinsinke.“ (Paris, an Varnhagen, 28. III. 33.)

„— — — auch mein körperliches Unwohlsein ist in der letzten Zeit nicht so drückend gewesen. Doch muß ich noch immer gegen mein Nervenübel kämpfen; dieses hindert mich in meinen Arbeiten — — — —.“ Paris, an Varnhagen, 16. VII. 33.)

Welcher Art die Hand- und Armlähmung gewesen, welchen Umfang sie hatte 2c., läßt sich aus diesen kurzen Angaben nicht entnehmen. Jedenfalls aber handelte es sich nicht um eine akute, rasch und ohne Folgeerscheinungen vorübergehende Lähmung, wie dies aus späteren Bemerkungen Heines hervorgeht, welche bis in die Zeit hineinreichen, in welcher neue, bedrohlichere Erscheinungen seine Aufmerksamkeit von dieser ersten Affektion ablenkten.

„Ich habe in Granville nur zwei Bäder genommen und freue mich sehr auf den Wellenschlag von Boulogne. Ich habe das Baden diesmal sehr nötig; meine linke Hand magert täglich mehr und mehr ab und stirbt zusehends.“ (Paris, an Detmold, 29. VII. 37.)

„Ich befinde mich wohl; körperlich leide ich fast

---

[1]) Dr. Ferdinand Koreff (1783—1851) praktizierte ursprünglich in Berlin, wo er den Titel eines Obermedizinalrats erhielt; er gehörte in Paris zu den Freunden Heines, mit denen dieser in der Buchhandlung von Heideloff & Campe zusammenzutreffen pflegte. Er ist bekannt als lyrischer Dichter und beschäftigte sich viel mit Heilmagnetismus.

gar nicht, außer an meiner linken Hand, deren Lähmung bis an den Ellenbogen hinaufreicht." (Paris, an Maxim. Heine 5. VIII. 37.)

„Auch meine rechte Hand fängt an zu sterben —." (Passy, an Campe, 7. VI. 48.)

„— — — aber nun leide ich auch wieder an Krämpfen im rechten Arm und an derselben Hand, was mir das Schreiben noch bitter verleidet." (Paris, an Betty Heine, 21. IV. 49.)

In das Jahr 1837 verlegt Mauthner den Beginn der Zentralerkrankung, und zwar wurde dieselbe nach Mauthner eingeleitet mit einer Mydriasis[1]) und Accommodationslähmung[2]) des rechten Auges. Der Bericht Strodtmanns, aus welchem er die Diagnose einer Ophthalmoplegia interna[3]) herleitet, lautet folgendermaßen: Nur ein Augenleiden, von welchem er zuerst im Herbst 1837 während des Aufenthaltes in Havre befallen worden, war seitdem mehrmals im verstärkten Grade zurückgekehrt und hatte ihm ernstliche Besorgnisse eingeflößt. Das rechte Auge, dessen Pupille anfangs fast bis zur Größe der ganzen Iris erweitert war, drohte zu Zeiten die Sehkraft völlig zu verlieren, der Dichter mußte sich oft Tage lang alles Lesens und Schreibens enthalten, und nur der trefflichen Behandlung des berühmten Augenarztes Dr. Sichel glaubte er es zu verdanken, daß die in

[1]) Mehr oder weniger beträchtliche Erweiterung der Pupillen des Auges.

[2]) Unter Accommodation versteht man die Fähigkeit des Auges, sowohl von fernen, als auch von nahen Gegenständen scharfe Bilder auf der Netzhaut zu entwerfen; es geschieht dies durch geeignete Abflachung oder Wölbung der Linse des Auges. — Lähmungen des Accommodationsapparates haben Unvermögen des Nahesehens, nie des Fernsehens zur Folge.

[3]) Lähmung der inneren Augenmuskeln.

Aussicht stehende Erblindung sich stets von neuem wieder verzog." — Soweit Strodtmann. Aus seinem Bericht läßt sich wohl entnehmen, daß eine Mydriasis vorlag, aber für die Diagnose einer Accommodationslähmung bietet derselbe nicht den geringsten Anhaltspunkt.

Versuchen wir, aus den sehr zahlreichen Mitteilungen des Dichters über seine Augenaffektion uns unmittelbar eine Vorstellung über dieselbe zu verschaffen. Zunächst wollen wir vorausschicken, was für die Beurteilung des Augenleidens zweifellos von Wichtigkeit ist, daß der Dichter schon in frühester Jugend hochgradig kurzsichtig war. In seinen, unter dem unmittelbaren Eindruck eines fast täglichen anregenden Verkehrs niedergeschriebenen Tagebuchblättern, „die den Stempel größter Aufrichtigkeit tragen", plaudert E. Wedekind: „Auf die Frage, weshalb er (Heine) trotz seiner außerordentlichen Kurzsichtigkeit keine Brille trage, erwiderte er: Bah, das sieht so affektiert aus!" Diese Voreingenommenheit gegen ein die Kurzsichtigkeit korrigierendes Glas, die er übrigens mit Goethe teilte, hat Heine später, wahrscheinlich wohl, weil die zunehmende Myopie[1]) immer störender für ihn wurde, abgelegt, denn er trug, wenigstens häufig, eine Brille. — „Notre poète allemand, qui, pour reposer sa vue déjà affaillie, portait fréquemment des lunettes", erzählt Frau Jaubert; und von vielen Zeitgenossen wissen wir, daß Heine auf der Straße eine goldene Brille trug.

Schon im Jahre 35, also zwei Jahre vor dem Ausbruch der neuen akuten Erkrankung litt Heine schon so erheblich an den Augen, daß seine Freunde den Verlust des Augenlichtes befürchteten. In einem Aufsatz „ein Besuch bei Alex. Dumas d. Ä. in Frankfurt a. M." (Telegraph 1838 Oktober Nr. 159 S. 12ff.) läßt Dr. Weill Dumas erzählen:

---

[1]) Kurzsichtigkeit.

„Heine kam vor drei Jahren zu mir. — — — Leider leidet er sehr an den Augen, und ich fürchte, sein Gesicht wird immer schwächer werden."

Dies vorausgeschickt, geben wir nunmehr in chronologischer Folge die brieflichen Mitteilungen Heines wieder, in denen er sich über sein Augenleiden äußert:

> „Seit einigen Tagen leide ich schrecklich an den Augen, und das Schreiben geht mir peinlichst mühsam von statten." (Havre, an Campe, 5. IX. 37.)
>
> „Seit 8 Tagen habe ich Havre verlassen, beängstigt durch ein Augenübel, das sich fast stündlich vergrößerte. Hier angekommen, konnte ich mit dem rechten Auge gar nichts und mit dem linken nur wenig sehen. Der beste hiesige Augenarzt, Sichel, hat mich aber soweit hergestellt, daß ich heute ausfahren und schreiben kann. Nur kann ich die Buchstaben noch nicht genau sehen. Bin auch schwach wie eine Fliege; habe täglich Blut gelassen und bis diesen Morgen nichts gegessen." (Paris, an Campe, 15. IX. 37.)
>
> „Ich verließ Havre früher als ich beabsichtigte, um so bald als möglich in Paris einen Augenarzt zu konsultieren. In Rouen konnte ich fast gar nichts mehr sehen, die Pupille des rechten Auges war fast so groß wie die ganze Iris, und ich fürchtete schon das Schlimmste. Aber durch eine achttägige Kur bin ich unter Behandlung des Dr. Sichel so weit wieder hergestellt, daß ich ganz klar sehe, nur noch an Augenschwäche leide und wenig lesen und noch weniger schreiben kann. Welch ein schreckliches Unglück ist die Blindheit!" (Paris, an Lewald, 18. IX. 37.)
>
> „Eigentlich habe ich Ihnen heute nichts zu schreiben, als daß es mit meinen Augen besser geht, und der Schrecken ob eintretender Blindheit allmählich in meinem

Gemüte erlischt. — — — — Vielleicht muß ich der nachgebliebenen Schwäche meiner Augen wegen noch mehrere Wochen ohne Arbeit zubringen.“ (Paris, an Campe, 20. IX. 37.)

„Das schlimmste Uebel ist Krankheit; das habe ich in den letzten Tagen gemerkt, besonders bei Gelegenheit meiner Augen, die seit einigen Tagen sich wieder verdüstern. Ich folge ängstlich den Vorschriften des Arztes und laß für das übrige den Gott der deutschen Litteratur sorgen. — Bis auf eine trübe Gemütsverstimmung befinde ich mich sonst gesund und rüstig; ich kämpfe tapfer den Kampf des Lebens, aber ohne Freude.“ — — — (Paris, an Campe, 19. XII. 37.)

„Dieses sind die ersten Zeilen, die ich seit 4 Wochen geschrieben; mein Augenübel ist nämlich in verstärktem Maße zurückgekehrt, und mein Arzt verbot mir Lesen und Schreiben. Letzteres fällt mir noch jetzt sehr schwer, und ich kann Ihnen nur das Notwendigste hinkritzeln.“ (Paris, an Campe, 16. VI. 38.)

„Mein Augenübel erlaubt mir immer noch nicht viel zu schreiben, und Briefe liebe ich nicht zu diktieren.“ (Paris, an Campe, 7. VII. 38.)

„Hätte Ihnen viel zu schreiben, aber mein Augenleid erlaubt es mir nicht.“ (Paris, an Campe, 23. VII. 38.)

„Wenn ich Ihnen erst heute schreibe, so liegt die Schuld an der Schwäche meiner Augen.“ (Paris, an Campe, 19. XII. 38.)

„Leider leide ich oft an meinem Augenübel, wobei Sichel immer kuriert. Ich habe keinen blinden Glauben an ihn, sondern, was mehr sagen will, einen sehenden Glauben. Ich verdanke ihm manchmal, daß ich sehen

kann. — In diesem Augenblick habe ich eine Halsentzündung." (Paris, an Hiller, 7. X. 39.)

„Mein Uebel fängt an sehr peinlich zu werden; in einigen Augenblicken wird man mir eine Unzahl Blutegel ansetzen, die mich verhindern, heut und vielleicht auch morgen Sie zu sehen." (Paris, an Laube; wahrscheinlich Dezember 39.)

„Mein Augenübel, welches diesmal weit schlimmer als früher sich bei mir einstellte, hat mich fast den ganzen Winter inkommodiert; lesen kann ich fast gar nicht und schreiben nur mit großer Mühe. — — — — Ich würde Ihnen heute mehr schreiben, aber meine Augen erlauben es nicht." (Paris, an Campe, 11. III. 41.)

„Ich schreibe Ihnen heut und zwar eigenhändig, um Ihnen zunächst zu beweisen, daß ich weder blind noch sterbenskrank und am allerwenigsten tot bin, wie die französischen Journale behaupten." (Cauterets, an Kolb, 3. VII. 41.)

„Seit 4 Wochen bin ich wieder von meinem Augenübel hergestellt. Vorher war ich fast blind. — Nicht schreiben können, und was noch schrecklicher ist, nicht lesen können! (Paris, an Campe, 17. IV. 44.)

„Mein Augenleiden hat sich verschlimmert, und das Schreiben macht mir große Mühe; da ich jedoch weiß, daß das Leiden vorübergehend ist und einer gewissen Periodizität unterliegt, so beunruhigt es mich weniger." (Hamburg, an Mathilde Heine, 11. IX. 44.)

„Ich kann nicht viel schreiben, da mein schreckliches Augenübel mich seit mehreren Tagen wieder überfallen; bin 3/4 blind." (Hamburg, an Detmold, 14. IX. 44.)

„Ich war wieder vier Wochen blind; jetzt sehe ich zwar etwas besser, doch sind meine Augen so schwach,

daß ich wenig schreiben kann." (Paris, an Campe, 4. XI. 44.)

„Meine Augen sind im schlechtesten Zustande, und ich habe diktieren müssen." (Paris, an Campe, 19. XII. 44.)

„In diesem Augenblick kommt der Arzt, und ist wütend, daß ich schreibe gegen sein ausdrückliches Verbot." (Paris, an Campe, 13. I. 45.)

„Ich bin noch immer fast blind. Ja, mein Zustand hat sich verschlimmert, sonst hätte ich Ihnen schon längst geschrieben. Ich kann kaum meine Buchstaben sehen." (Paris, an Laube, 5. V. 45.)

„Ich habe lange mit Schreiben gezögert, aus dem ganz einfachen Grunde, weil jeder Brief meine armen Augen entsetzlich angreift." (Paris, an Campe, 31. X. 45.)

Wir ersehen aus diesen Berichten, daß Heine im Herbst 37 während des Aufenthaltes im Seebade von einem rapide zunehmenden Augenleiden befallen wird, das bei zweckmäßiger Behandlung in wenigen Tagen sich bessert. In kurzen Zwischenräumen kehrt das mit einer Verdüsterung des Gesichtsfeldes einhergehende Leiden wieder, die Besserung geht langsamer von statten, die nachbleibende Beeinträchtigung der Sehkraft ist erheblicher. So geht es mit einer gewissen Regelmäßigkeit die ganzen Jahre hindurch, und erst die um das Jahr 45 sich ausbildende Lähmung der Augenlider, welche an sich die Sehmöglichkeit auf ein geringstes Maß beschränkte, macht den stereotypen Klagen des Patienten ein Ende. Die Behandlung des bestrenommierten Pariser Augenarztes besteht in strengstem Verbot jeder Augenanstrengung — speziell von Lesen und Schreiben — in

Fasten resp. Beschränkung der Nahrungszufuhr und reichlichen Blutentziehungen.

Wer wollte aus diesem ganzen Krankheitsbild und dem Krankheitsverlaufe, wie er sich nach den Berichten des Patienten darstellt, den Schluß ziehen, daß es sich um eine Augenlähmung, eine Accommodationslähmung, eine Ophthalmoplegia interna handelte? Liegt es nicht viel näher, eine selbständige Erkrankung des inneren Auges anzunehmen, eine Affektion der Netzhaut oder des Glaskörpers resp. beider, die sich im Anschluß an die Myopie entwickelte? Wie wäre sonst die ganze Art der Behandlung zu verstehen, wie wären die Beschwerden des Kranken zu deuten, wozu das Verbot der Augenanstrengung, wozu das Fasten und die Blutentziehung? Warum endlich ist nirgends etwas darüber zu lesen, daß, wie es bei einfacher Accommodationslähmung doch nahe liegt, die Sehfähigkeit für die Nähe durch Konvexgläser gebessert wurde? Diesen Einwand erhebt Mauthner selbst gegen seine Diagnose. „Vielleicht blieb auch", so äußert er sich, „der Optikus[1]) frei, mit Sicherheit ist dies nicht zu entnehmen, denn von einem Versuche, das Sehen in der Nähe durch Konvexgläser zu bessern, was ja bei einfacher Accommodationslähmung zu erreichen gewesen wäre, ist kein Wort zu finden. Trotzdem ist es möglich, daß eine wesentliche Sehstörung nicht bestanden, indem aus einer Bemerkung Heines noch im Jahre 55 hervorgeht, daß er mit seinem einen halben Auge mit Hilfe eines Operngucker s ferne Gegenstände sehr gut erkannte[2])."

---

[1]) II Gehirnnerv-Sehnerv.

[2]) Mauthner resp. Strottmann entnehmen diese Thatsache einem Berichte Adolf Stahrs, der Heine im Oktober 55 besuchte. Von dem Balkon seiner neuen Wohnung konnte der Dichter die Straße übersehen. „Sie können nicht wissen", so erzählt er

Eine, wie man zugeben muß, sehr gewundene Erklärung. Es ist von vielen Seiten die Behauptung aufgestellt worden, daß Heine in den letzten Jahren blind war; selbst die eigene Schwester des Dichters berichtet in diesem Sinne. Aber zahllose Belege sprechen für das Gegenteil; und der Bruder des Patienten, Maximilian Heine, der ihn auf seinem Schmerzenslager besuchte, und dem als Arzt gewiß ein kompetentes Urteil zusteht, sagt ausdrücklich: „Seine Füße waren gelähmt, sowie die Augenlider, aber nicht die Sehkraft."

Was die von Strodtmann nach Heine erwähnte Ausdehnung der Pupillen bis zur Größe der Iris — Mydriasis — anbelangt, die im Beginn der Krankheit konstatiert wurde, so widerspricht dieses Symptom keineswegs unserer Diagnose, denn die Pupillenerweiterung ist eine häufige Erscheinung bei Myopischen mit retinaler oder ähnlicher Affektion.

Welcher Art die Augenerkrankung gewesen ist, ob es sich um eine Netzhautentzündung eine teilweise Netzhautablösung, um Blutungen in die Netzhaut, um Glaskörpertrübungen ꝛc. gehandelt hat — den Verdacht einer syphilitischen Augenerkrankung schließt, von allem andern abgesehen, die Art der Behandlung aus —, das läßt sich natürlich auch nur mit annähernder Sicherheit aus den kurzen Mitteilungen nachträglich nicht konstatieren. Aber soviel ist sicher, daß die

---

selbst, „wie mir zu Mute war, als ich nach so vielen Jahren von da aus zum erstenmale wieder mit meinem einen halben Auge die Welt sah, und es war doch so wenig. Ich hatte mir das Opernglas meiner Frau auf mein Lager reichen lassen und sah mit unglaublichem Vergnügen einem Pastetenbäckerjungen nach, der zwei Damen in Krinolin-Röcken seine Pastetchen anbot, und einem kleinen Hunde, der daneben auf drei Beinen an einem Baume stand und . . . .! Da machte ich das Glas zu; ich wollte nichts mehr sehen — denn ich beneidete den Hund!"

Annahme einer Augenlähmung jedes Anhaltes entbehrt und sich durch nichts rechtfertigen läßt. Damit aber fällt das von Mauthner nach einer vorgefaßten Meinung entworfene Krankheitsbild wie ein Kartenhaus zusammen, und Heines Krankheit verliert den Nimbus eines einzelnen Falles, dem ein zweiter aus der Litteratur nicht an die Seite gestellt werden kann (s. u.).

Wie das Augenleiden, so haben andere akute Krankheiten als ziemlich regelmäßige Gäste dem Dichter häufig Stimmung, Lebensmut und Arbeitsfähigkeit geraubt. Dazu gehören die sehr häufigen Anfälle von Katarrhen, Grippe &c., vor allem aber auch häufige Magen- und Darmstörungen, an die sich eine langwierige Gelbsucht anschloß.

„Ich hoffe, dieser Brief findet Sie ohne Husten, Schnupfen und ähnliche Freuden, die jetzt in dem Lande, wo die Zitronen blühen, ganz besonders gedeihen und noch wohlfeiler zu haben sind. Ich armer Schelm bin jetzt in der Blüte eines Katarrhs." (Florenz, an v. Cotta, 11. XI. 28.)

„Die Grippe, die mir seit einigen Tagen das Gehirn verschleimt, erlaubt mir nicht viel zu schreiben." (Paris, an Hennesche Buchhandlung, 14. VIII. 33.)

„Wenn Sie die Grippe nicht haben, so rate ich Ihnen, den Göttern dafür aufs schönste zu danken. Ich fühle mich endlich ebenfalls erreicht von dieser charakterlosen Justemilieu-Krankheit, die Ludwig Philipp erfunden zu haben scheint, wodurch man weder leben noch sterben kann, eine Cholera ohne Gefahr und Poesie." (Paris, an Lewald, 11. II. 37.)

Solche und ähnliche Klagen kehren regelmäßig in jedem Jahre wieder. Einen beängstigenden Charakter hatte die im Herbst 1836 auftretende Gelbsucht, die sich offenbar an einen

akuten Darmkatarrh anschloß. Diese vorübergehenden, akuten Störungen, die an sich ja nicht bedeutungsvoll sind, sollten doch für den Dichter verhängnisvoll werden. Einmal verhinderten sie die für seine Kräftigung und Aufbesserung seiner Nerven so notwendige Badekur, andrerseits wiederholten sich diese Katarrhe der Luftwege und des Verdauungsapparates auch während seines ständigen Krankenlagers in den letzten Lebensjahren, erhöhten, wie wir sehen werden, seinen qualvollen Zustand und beförderten zweifellos den Schwund seiner Kräfte. Ueber den Verlauf der Gelbsucht giebt der Dichter ausführliche Berichte:

„Sie dürfen dem Aeskulap einen Hahn opfern! Ich stand schon vor den Pforten des Totenreichs, aber die ewigen Götter ließen, aus besonderer Gnade, mich noch auf einige Zeit am Leben. Als ich Ihnen von Amiens aus schrieb, fühlte ich schon in mir den Keim der Krankheit, die mich nach meiner Rückkehr nach Paris gleich ergriff; es war eine fürchterliche Gelbsucht, mit Cholera oder sonstig fabelhaft scheußlicher Krankheit akkompagniert. Acht Tage lang nicht gegessen noch geschlafen, sondern nur Erbrechung und Krämpfe. Man hat mich nun hierher nach Marseille geschickt und vorgestern bin ich hier angelangt, ziemlich wohl, aber die Nerven sehr irritiert; mit Mühe halte ich die Feder." (Marseille, an Campe, 7. X. 36.)

„Ich schreibe Ihnen, liebster Campe, diese Zeilen in Aix, ehemaliger Hauptstadt der Provinz, wo ich mich auf der Rückkehr nach Paris befinde; es ist mir nicht möglich, meinem Plane gemäß hier zu überwintern, die Aerzte sind hier sehr schlecht, und mein Arzt in Paris ist der einzige, zu welchem ich Vertrauen hatte. Ich werde einen traurigen Winter verbringen, da ich dieses

Jahr keine Seebäder nehmen konnte; ich hatte nämlich in Marseille noch etwas Gelbsucht, und erst dieser Tage befinde ich mich davon befreit.“ (Aix, an Campe, 5. XI. 36.)

„Es steht in den Sternen geschrieben, daß ich diesen Winter in Paris zubringen soll; welches mir sehr verdrießlich, da ich einige Zeit an der Gelbsucht litt und meine Gesundheit ein milderes Klima ratsam macht. — Liebster Freund, ich war sehr krank, ganz gegen meine Gewohnheit, gar nicht imaginär krank, sondern reell.“ (Aix, an Aug. Lewald, 5. XI. 36.)

Es ist nur natürlich, daß die zahlreichen erwähnten intermittierenden Erkrankungsfälle die Aufmerksamkeit des Dichters so vollständig in Anspruch nahmen, daß er wenig achtete auf die Fortschritte, welche das zentrale Leiden machte, dessen erste Anfänge wir im Jahre 1832 beobachtet haben, und dessen außerordentlich langsamen Fortschritt wir aus der fortlaufenden Korrespondenz des Dichters (s. u.) ersehen. Nur ganz vereinzelte Andeutungen, die er den Klagen über die Augen beifügt, beweisen, daß der in den Armen begonnene Muskelschwund sich, wenn auch sehr langsam, über den ganzen Körper ausbreitete. So haben wir wohl solche und ähnliche Bemerkungen aufzufassen: „Dabei zieht sich meine Lähmung über die Brust“. (Paris, an Campe, 28. III. 45.) — Auch an den unteren Gliedmaßen spielt sich derselbe Prozeß ab wie an den oberen. Er spricht selbst von seinem „démarche chancelante“ (Paris, an Carol. Jaubert, 13. IV. 47); und wenige Monate später schreibt er:

„Mir geht es so schlecht, oder vielmehr es geht gar nicht mehr; seit 14 Tagen sind auch meine Beine und Füße so paralysiert, daß ich nicht das Zimmer verlassen konnte und kaum wenige Schritte zu gehen ver-

mag. — — — — — So ist mir also auch Montmorency mißglückt, wie voriges Jahr Barèges, und mein Schicksal eilt dem Ende entgegen. Ich trage es mit Ruhe und Stolz.“ (Montmorency, an Dr. Wertheim, 25. IX. 47.)

Gelegentlich seines letzten Besuches bei Frau Jaubert muß er sich, wie diese erzählt, die zwei Treppen zu ihr auf dem Rücken des Dieners heraufttragen lassen; und im Sommer des Jahres 1848 ist die Lähmung der unteren Extremität so weit fortgeschritten, daß jede Bewegung unmöglich ist.

„Bin seit 14 Tagen so gelähmt, daß ich wie ein Kind getragen werden muß, meine Beine sind wie Baumwolle. Meine Augen entsetzlich schlecht. Von Herzen aber bin ich wohl, und mein Hirn und Magen sind gesund.“ (Passy, an Charl. Embden, 10. VI. 48.)

„— — denn ich stehe jetzt sehr schlecht oder vielmehr gar nicht; meine Beine sind wie Baumwolle.“ (Passy, an Campe, 10. VI. 48.)

„— — où dans le fond d'un jardin demeure un pauvre poète allemand, qui est à présent complètement paralysé. Mes jambes sont devenues tout à fait inertes, et on me porte et on me nourrit comme un enfant.“ (Paris, an Car. Jaubert, 16. VI. 48.)

„Seit 2 Monaten habe ich den Gebrauch meiner Füße und Beine ganz verloren und muß auf einem Sessel hin- und hergerollt werden. Ich bin ein armer paralytischer Mensch geworden.“ (Passy, an Charl. Embden, 12. VII. 48.)

„Leider aber geht es noch immer sehr schlecht; seit 7 Monaten habe ich das Bett nicht verlassen, beständig auf dem Rücken liegend, wo mir 4 Wunden eingebrannt sind, die meine Rückgratskrämpfe etwas gemildert. Ich

bin fast ganz blind und sehr schwach. Meine Aerzte geben mir jedoch Hoffnung. Ich werde zwar nie mehr mit meinen Füßen gehen können, aber dennoch transportabel sein." (Paris, an Campe, 15. I. 49.)

Mit der fortschreitenden Lähmung schwinden die Körperkräfte und das Gewicht des Patienten, und er magert andauernd ab. Im Sommer 1837 schreibt er noch an seinen Bruder: „Ich werde übrigens sehr dick. Wenn ich mich manchmal im Spiegel betrachte, erschrecke ich", und fast ein Jahrzehnt später äußerte er sich:

„Auch bin ich entsetzlich abgemagert, mein armer Bauch ist kläglich geschwunden, und ich sehe aus wie ein dürrer, einäugiger Hannibal. Traurige Symptome (beständige Ohnmachten) haben mich nun bestimmt, nach Paris zurückzueilen." (Tarbes, an Campe, 1. IX. 46.)

Während, wie wir gesehen haben, der krankhafte Prozeß, an den Händen beginnend, in außerordentlich langsamem Verlauf, d. h. in der Zeit von 1832—48 zu einer völligen Paralyse fast des ganzen Körpers führt, zu einer Gebrauchsunfähigkeit fast der ganzen Muskulatur, gesellen sich hierzu anderweitige Symptome bulbären Ursprungs [1]). Der im Rückenmark einsetzende Prozeß setzt sich fort auf das verlängerte Mark. Die Krankheitserscheinungen entwickeln sich ganz unerwartet und ungewöhnlich rasch, so daß es fast den Eindruck macht, als ob es sich um die seltene Form einer akuten Bulbärparalyse handelte. Im Anfange des Jahres 1846 — also noch vor der vollständigen Lähmung der unteren Gliedmaßen — bekommen wir die ersten Berichte Heines über die fortschreitende Lähmung im Gebiete des

[1]) Krankhafte Erscheinungen, die ausgehen vom sog. verlängerten Mark.

Hypoglossus[1]), Glossopharyngus[2]) und Facialis[3]), und in rascher Folge lesen wir Berichte, welche die Krankheitssymptome so genau wiedergeben, daß wir eine Abhandlung der Krankheit in einem Lehrbuche einzusehen glauben. Die Erschwerung der Sprache, die durch die Zungenatrophie bedingte Behinderung beim Kauen und Schlucken, der Schwund der Lippenmuskulatur, die Bewegungsstörung der mimischen Gesichtsmuskeln, die Funktionsstörung der Schlund- und Kehlkopfmuskeln, die Störung im Gebiete des motorischen Trigeminus[4]) und die dadurch bedingte Schwäche der Kaumuskulatur, die Vermehrung der Speichelabsonderung — alle diese klassischen Symptome der bulbären Paralyse finden wir vom Kranken direkt erwähnt oder doch in ihren Folgezuständen gekennzeichnet.

„— — denn ich bin seit 3 Wochen leidender als je. — 14 Tage lang mußte ich das Bett hüten, und jetzt muß ich ängstlich meinen kranken Kopf schonen, damit kein Gehirnfieber sich ausbildet. 8 Tage lang nach Ihrer Abreise hatte ich gar zu angestrengt gearbeitet, um das Versäumte nachzuholen, und mag mir wohl die Krankheit befördert haben. — — Dieffenbachs[5]) Freund-

[1]) XII Hirnnerv — Bewegungsnerv aller Zungenmuskeln.

[2]) IX Hirnnerv — Gefühlsnerv für das hintere Drittel der Zunge, für die vordere Fläche des Kehldeckels, die Mandeln, vorderen Gaumenbögen, weichen Gaumen, einen Teil des Rachens. Seine Reizung löst reflektorisch Schlingbewegungen aus und Speichelabsonderung.

[3]) VII Hirnnerv — mimischer Gesichtsnerv.

[4]) V Hirnnerv; sein dritter Ast enthält die Bewegungsnerven, speziell für die Kaumuskeln.

[5]) Dieffenbach gehörte zu dem Freundeskreis Heines während seiner Bonner Studienzeit. Im Frühjahr 1846 beabsichtigte

schaft ist für mich ein tröstender Gedanke; ich sage zu meiner Krankheit: nimm dich in acht, mich gar zu sehr zu molestieren, denn der heilende Gott ist mein Freund. Zum Glück habe ich keine eigentlichen Schmerzen, sondern nur Lähmungen, Genuß- und Lebenshindernisse. — Meine Lippen sind manchmal so lahm, daß ich ganze Abende schweigend neben meiner Frau am Kamin sitze." (Paris, an Lassalle, 10. II. 46.)

„Mein körperlicher Zustand ist entsetzlich. Ich küsse, fühle aber nichts dabei, so stark gelähmt sind meine Lippen. Auch der Gaumen und ein Teil der Zunge sind affiziert, und alles, was ich esse, schmeckt mir wie Erde. Dieser Tage habe ich kaiserlich russische Bäder versucht nach der strengsten Observanz. An Mut fehlt es mir nicht." (Paris, an Lassalle, 27. II. 46.)

„Ich litt nämlich an einem erschrecklichen Echauffement, welches hauptsächlich dadurch entstand, daß die serigne mit ihrem kalten Wasser gar keine Wirkung mehr thut. Dabei kann ich gar nichts mehr essen wegen gesteigerter Lähmung des Mundes und des Schlundes, beständige Ueblichkeiten und Schwindel, kurz und schlecht — es sieht verdrießlich mit mir aus." (Barèges, an Dr. Wertheim, 21. VI. 46.)

Heine den zu großer Berühmtheit gelangten Studienfreund in Berlin aufzusuchen und seinen ärztlichen Rat einzuholen. Da er es nicht wagen durfte, ohne weiteres nach Preußen zu kommen, so wandte er sich an Alexander von Humboldt, der ihm wiederholt Beweise freundlichster Teilnahme gezeigt hatte. Friedrich Wilhelm IV., der für Heines Gedichte eine „unverwüstliche Vorliebe hegte", war der Konzession nicht abgeneigt, aber die Polizei wußte, wie Humboldt antwortet, „dem ihr fremden Zartgefühl zu widerstehen".

„— leider aber hat mein Zustand, der sich seit Ende Mai bedenklich verschlimmert, in diesem Augenblick eine so ernsthafte Form angenommen, daß ich selbst erschrecke. Während der ersten Woche, die ich in Barèges zubrachte, hatte ich mich etwas erholt und Hoffnung geschöpft; aber seitdem ging es den Schneckengang; meine Sprechwerkzeuge sind so gelähmt, daß ich nicht sprechen kann, und essen kann ich nicht seit vier Monat, wegen der Schwierigkeit des Kauens und Schluckens und der Abwesenheit des Geschmacks. — — — — — Ich bin keineswegs ängstlich, sondern sehr gefaßt und trage wie bisher mit Geduld, was sich nicht ändern läßt und ein altes Menschenschicksal ist. — — — — — Mein Geist ist klar, sogar schöpferisch geweckt, aber nicht so beseeligend heiter wie in den Tagen meines Glücks.“ (Tarbes, an Campe, 1. IX. 46.)

„— daß mir bei dem beständigen Schluckſen und Gluckſen schon jetzt in diesem Augenblicke, wo ich über den Schreibtisch mich lehne, das Wasser beständig aus dem Maule läuft und der Atem ausgehen will.“ (Paris, an Campe, 12. XI. 46.)

„Verflucht schlechte brustgluckſende Nächte, hätte ich nicht Frau und Papagei, ich würde (Gott verzeihe mir die Sünde) wie ein Römer der Misere ein Ende machen.“ (Paris, an Laube, 3. IV. 47.)

„Die Lähmung meines Körpers schreitet zwar nur langsam vorwärts, und es mag vielleicht noch eine Weile dauern, ehe das Herz oder das Lebenshirn berührt und dem Spaß hienieden ein Ende gemacht wird, aber ich kann doch nicht für einen Salto mortale stehen.“ (Paris, an Laube, ohne Datum.)

„Les jolies femmes se retournent, quand je passe

dans les rues; mes yeux fermés (l'oeil droit n'est plus ouvert que d'un huitième) mes joues creuses, ma barbe délirante, ma démarche chancelante, tout cela me donne un air agonisant, qui me va à ravir." (Paris, an Carol. Jaubert, 13. IV. 47.)

„Ich bin seit einigen Wochen kränker als je, und ohne die größte Anstrengung kann ich keine Zeile aufs Papier bringen. Auch diktieren kann ich nicht; denn seit 20 Tagen sind meine Kinnladen gelähmt, kann ohne Krämpfe nur halb hörbar wenig sprechen, und dadurch, daß ich nichts Konsistentes mehr kauen kann, bin ich in diesem Augenblick sehr schwach. Kann nicht mehr auf den Beinen stehen. — — — — Ich werde, wie gesagt, Ihnen die nächste Woche schreiben. — Der Kranke rechnet immer auf bessere Tage. Mein Kopf ist klar, geistesklar, sogar heiter. Auch mein Herz ist gesund, fast lebenssüchtig, lebensgierig gesund — und der Leib so gelähmt, so makulaturig. Bin wie lebendig begraben." (Paris, an Campe, 25. IV. 48.)

„Obgleich schauerlich krank (auch die Kinnlade gelähmt, kann nur wenig sprechen und gar nicht kauen) —." (Paris, an Kolb, 15. V. 48.)

„Seit 12 Tagen lebe ich hier auf dem Lande, elend und unglücklich über alle Maßen. Meine Krankheit hat zugenommen in einem fürchterlichen Grade. Seit 8 Tagen bin ich ganz und gar gelähmt, so daß ich nur im Lehnsessel und auf dem Bett sein kann; mein Beine wie Baumwolle und werde wie ein Kind getragen. Die schrecklichsten Krämpfe. Auch meine rechte Hand fängt an zu sterben und Gott weiß, ob ich noch schreiben kann. Diktieren peinigend wegen der gelähmten Kinnladen. Meine Blindheit ist noch mein

geringstes Uebel. — — — — Ich bin ein armer sterbender Mann." (Passy, an Campe, 7. VI. 48.)

„Ich weiß nicht, woran ich bin und keiner meiner Aerzte weiß es. So viel ist gewiß, daß ich in den letzten drei Monaten mehr Qualen erduldet habe, als jemals die spanische Inquisition ersinnen konnte. Dieser lebendige Tod, dieses Unleben ist nicht zu ertragen, wenn sich noch Schmerzen dazu gesellen. Vorigen Winter hatte ich große Genesungshoffnung durch einen ungarischen Charlatan, der durch seine Wundertinktur mir meine letzten Kräfte raubte. Genug davon! Wenn ich auch nicht gleich sterbe, so ist doch das Leben für mich auf ewig verloren, und ich liebe doch das Leben mit so inbrünstiger Leidenschaft. Für mich giebt es keine schönen Berggipfel mehr, die ich erklimmen, keine Frauenlippe, die ich küsse, nicht mal mehr ein guter Rinderbraten in Gesellschaft heiter schmausender Gäste; meine Lippen sind gelähmt wie meine Füße, auch die Eßwerkzeuge sind gelähmt, ebenso sehr wie die Absonderungskanäle. Ich kann weder kauen noch k . . ., werde wie ein Vogel gefüttert. Dieses Unleben ist nicht zu ertragen. O! welch ein Unglück, lieber Max, daß ich nicht bei Dir sein kann." (Paris, an Max. Heine, 12. IX. 48.)

V.

Wir sind in der Schilderung des Krankheitsverlaufes fortgeschritten bis zu der Periode, in welcher der Kranke infolge der kompletten Körperlähmung zu andauernder Bettruhe gezwungen ist; die Krankheitserscheinungen sind bis zu dem Grade der Entwicklung gelangt, in welchem jede aktive Bethätigung fast aller willkürlichen Muskeln ausgeschlossen und ein großer Teil der vegetativen Funktionen ausgeschaltet

ist; es beginnt damit der letzte Akt in der Lebenstragoedie des Dichters, die man ebenso unzutreffend als geschmacklos mit vieler Emphase als „Matratzengruft" bezeichnet hat. Wesentlich neue Krankheitserscheinungen treten nicht mehr auf, und es ist deshalb wohl angebracht, bevor wir den traurigen Zustand des Dichters während der letzten acht Jahre seines Lebens besprechen, der Frage näherzutreten, ob wir imstande sind, aus den Symptomen und dem Verlaufe des Leidens nach dem gegenwärtigen Standpunkte unseres Wissens das Wesen, den Sitz, die Ursache des Leidens zu erkennen, mit einem Worte: aus dem reichlichen Krankheitsmaterial, das uns der Dichter selbst hinterlassen, eine nachträgliche Diagnose zu stellen.

„Ich weiß nicht woran ich bin, und keiner meiner Aerzte weiß es", mit diesen Worten kennzeichnet der Dichter die Ratlosigkeit, mit welcher die hervorragendsten Aerzte seinem hochentwickelten Leiden gegenüberstanden. Es ist ein tragisches Geschick des Dichters, daß erst auf sein Totenbett das erste Morgenrot jener rasch sich entwickelnden medizinischen Wissenschaft fiel, welche Klarheit schaffen sollte in dem Wirrsal der mannigfachen Nervenkrankheiten, die im Zentralnervensystem ihren Sitz haben, und welche jene Krankheitsbilder dem Verständnis erschloß, welche heute ein Gemeingut der medizinischen Welt sind, und die wir unter dem Namen der Systemerkrankungen zusammenfassen. Selbst die Kenntnis der verbreitetsten aller Rückenmarksleiden, der sog. Rückenmarksschwindsucht oder Tabes dorsalis, fällt erst in die letzten Lebensjahre des Dichters, denn die sichere Diagnose dieses Leidens stützt sich auf die umfassenden Untersuchungen Rombergs in Deutschland (1851) und Duchennes in Frankreich (1858). Die Klinik der anderen und selteneren Rückenmarkserkrankungen wurde erst im Beginn der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wesentlich durch die klassischen

Untersuchungen Charcots, Leydens, Flechsigs u. a. begründet.

Es kann uns nach alledem nicht Wunder nehmen, wenn der Patient und seine Aerzte sich vollständig im unklaren sind über das Wesen seines Leidens, und wenn wir in den Krankheitsberichten von Aerzten, die Heine als Freunde oder Verwandte nahe standen, ausführliche Berichte über die Krankheitssymptome finden, niemals aber auch nur entfernt den Versuch, das Wesen des Leidens zu ergründen und dasselbe zu diagnostizieren. Nur einmal hat sich der Dichter selbst über die Diagnose seines Leidens ausgelassen in einem Artikel der Augsburger Allg. Zeitung[1]), den er als „Berichtigung" veröffentlichte, und den wir in seinem ersten Teile hier folgen lassen, weil er ein Bild giebt von der Auffassung des Leidens und von der körperlichen und seelischen Verfassung des Patienten:

> „Ich lasse dahingestellt sein, ob man meine Krankheit bei ihrem rechten Namen genannt hat, ob sie eine Familienkrankheit (eine Krankheit, die man der Familie verdankt) oder eine jener Privatkrankheiten ist, woran der Deutsche, der im Auslande privatisiert, zu leiden pflegt, ob sie ein französisches ramolissement de la moëlle épinière oder eine deutsche Rückgratsschwindsucht[2])

---

[1]) 16. IV. 1849.

[2]) Die traditionelle Annahme, daß der Dichter an einer Rückenmarksschwindsucht gelitten, hat sich andauernd erhalten. In einer soeben erschienenen Schrift „Das Liebesleben Hölderlins, Lenaus, Heines" geht Oskar Klein-Hattingen so weit, zu behaupten, daß des Dichters Erkrankung genau dem Bilde entspricht, welches die moderne Klinik von der Rückenmarksschwindsucht entwirft. Er äußert sich folgendermaßen: „Nach den Anschauungen der neueren Medizin ist die Annahme, daß die

ist — so viel weiß ich, daß es eine sehr garstige Krankheit ist, die mich Tag und Nacht foltert, und nicht bloß mein Nervensystem, sondern auch das Gedankensystem bedenklich erschüttert hat. In manchen Momenten, besonders wenn die Krämpfe in der Wirbelsäule allzu qualvoll rumoren, durchzuckt mich der Zweifel, ob der Mensch wirklich ein zweibeiniger Gott ist, wie mir der selige Professor Hegel vor 25 Jahren in Berlin versichert hatte. Im Wonnemonat des vorigen Jahres mußte ich mich zu Bette legen, und ich bin seitdem noch nicht wieder aufgestanden. Unterdessen, ich will es freiwillig gestehen, ist eine große Umwandlung mit mir vorgegangen. Ich bin kein göttlicher Bipede mehr; ich bin nicht mehr der „freieste Deutsche nach Goethe", wie mich Ruge in gesünderen Tagen genannt hat; ich bin nicht mehr der große Heide Nr. II, den man mit dem weinlaubumkränzten Dionysus verglich, während man meinem Kollegen Nr. I den Titel eines großherzoglich Weimarschen Jupiters erteilte; ich bin kein lebensfreudiger etwas wohlbeleibter Hellene mehr, der auf trübsinnige Nazarener heiter herablächelte — ich bin jetzt nur ein armer todkranker Jude, ein abgezehrtes Bild des Jammers, ein unglücklicher Mensch! So viel

Krankheit des Dichters in Ausschweifungen ihre Ursachen gehabt habe, unzuläſſig. Es entwickelte sich bei ihm, der seit der Jugendzeit häufig an beschwerlichstem Kopfschmerz litt, 1837 von einem schlimmen Augenleiden befallen wurde, eine vielleicht erbliche Nervenkrankheit zur Rückenmarksschwindsucht, tabes dorsualis, durchaus nach dem Bilde, das der moderne Kliniker davon hat." Die kurze Notiz beweist, wie unvollkommen und durchaus falsch die Vorstellungen von dem Verlaufe und dem Wesen der Krankheit Heines noch bei unserer modernen Litteraten geblieben sind.

über meinen Gesundheitszustand aus authentischer Leidensquelle.“

In den langen Jahren, die seit dem Tode des Dichters verflossen, ist, wie erwähnt, unseres Wissens nur einmal von autoritativ ärztlicher Seite der Versuch gemacht worden, die Krankheit Heines nach dem heutigen Stande unseres Wissens zu erklären. Wir haben die kurze Skizze, die der verstorbene Professor Dr. Ludwig Mauthner (Wien) in seinen „Vorträgen aus dem Gesamtgebiete der Augenheilkunde“ entwirft, des öfteren zu erwähnen Gelegenheit gehabt. Ein theoretisches Kalkül veranlaßt Mauthner, das Leiden des Dichter-Märtyrers genauer zu ergründen. Er konstruiert nämlich theoretisch die Möglichkeit eines Krankheitsprozesses, welcher im vordersten Teile des Gehirns beginnend, allmälig nach rückwärts schreitend eine Lähmung sämtlicher Gehirnnerven bewirkt und endlich zur Erkrankung des Rückenmarks, verbunden mit progressivem Muskelschwund führt. Es ließe sich denken, so kalkuliert er, daß ein Mensch an Lähmung aller oder fast aller Gehirnnerven, an Gefühlsstörungen, an Lähmung aller willkürlichen Muskeln litte, und daß dabei, wegen der Intaktheit der grauen Hirnrinde[1]), die geistigen Thätigkeiten intakt wären.

Bei der Konstruktion dieses Krankheitsbildes fällt ihm der Fall Heinrich Heine ein, er studiert denselben nach „den

---

[1]) Die Rinde des Großhirns besteht aus dem sog. peripheren Grau. Von diesem gehen aus alle von der Psyche — Willen, Vorstellung — erregbaren Bewegungsfasern, ebenso treten zu ihm hin alle von den Sinneswerkzeugen und Empfindungsorganen herkommenden Fasern, welche die psychische Wahrnehmung äußerer Eindrücke vermitteln. Wir suchen also hier den Sitz der Psyche — des Willens, der Intelligenz, Wahrnehmung, des Bewußtseins 2c.

Daten, wie sie sich in Adolf Strodtmanns H. Heines Leben und Werke zerstreut finden", findet darin eine Bestätigung seines theoretisch konstruierten Krankheitsbildes und skizziert nun Heines Krankengeschichte, weil, abgesehen von dem Interesse an der Persönlichkeit, seines Wissens „eine ganz vergleichbare Krankengeschichte in der Litteratur zum zweitenmale nicht publiziert ist".

Wir haben des öfteren Gelegenheit gehabt, auf entscheidende Irrtümer in der Darstellung Mauthners hinzuweisen, aus denen seine zweifellos irrige Auffassung des Krankheitsfalles resultiert. Das zentrale Leiden Heines begann nicht, wie er angiebt, im Jahre 1837 mit einer Lähmung des inneren Auges, sondern bereits fünf Jahre früher mit einem fortschreitenden Krankheitsprozeß an Händen und Armen, wobei es sich zweifellos um einen progressiven Muskelschwund mit Funktionsbeschränkung resp. -Lähmung handelte. Eine innere durch zentrale Erkrankung bedingte Augenlähmung lag überhaupt nicht vor.

Ebenso unbegründet ist seine Angabe, daß der Dichter nur mit großer und undeutlicher Schrift zu schreiben imstande war, was er aus der Accommodationslähmung erklärt. Ich habe verschiedene, mit Bleistift geschriebene Originalmanuskripte[1]) aus der letzten Lebensperiode des Dichters einzusehen Gelegenheit gehabt, welche höchstens den Schluß auf eine geschwächte, unsichere, zitternde Hand gestatten; die Schrift ist nicht mehr so korrekt und schön wie in früherer Zeit, aber nicht auffallend groß und deutlich.

Auch ist die Angabe Mauthners, „daß eigentlich seit

---

[1]) Ich verdanke die Einsicht in dieselben dem freundlichen Entgegenkommen des Herrn Dr. G. Karpeles, in dessen Besitz sich ein großer Teil des Nachlasses M. Heines befindet.

der Zeit der wirklichen Leiden Klagen über Kopfschmerz nicht vorkommen", den Thatsachen nicht entsprechend (s. o.).

Nach alledem aber fällt Mauthners Diagnose, nach welcher die Krankheit Heines einen in der ärztlichen Litteratur einzig dastehenden Fall vorstellt, bei welchem ein degenerativer Prozeß, in den vordersten Partien des Gehirns beginnend, die Kerne sämtlicher Hirnnerven ergriff und schließlich auf das Rückenmark überging, in sich zusammen. Nein, die Erkrankung nahm zweifellos ihren Anfang im Rückenmark selbst und zwar in den motorischen Ganglienzellen der Vorderhörner[1]), den vorderen Wurzel- und peripherischen Nervenfasern — kurz, es handelte sich um die heut wohlbekannte und scharf definierte Erkrankung im Rückenmark, welche wir als die spinale Form der progressiven Muskelatrophie[2]) bezeichnen. Differentiell diagnostisch kann nur die der fortschreitenden Muskelatrophie verwandte Erkrankung des Rückenmarks in Frage kommen, die wir als Seitenstrangsclerose[3])

---

[1]) Auf dem Querschnitt des Rückenmarks erkennen wir zwei durch ihre Farbe deutlich unterscheidbare Zonen. Das Innere des Rückenmarks ist ausgefüllt von einer grauen Substanz, die sich deutlich abhebt von der milchweißen Farbe der Außenschicht. Die graue Substanz hat auf dem Querschnitt ungefähr die Form und Gestalt eines Schmetterlings, der vier Hörner oder Spitzen paarweise nach vorn und hinten aussendet. Aus den Zellen (Ganglien) der Vorderhörner gehen die Nervenfasern hervor, welche die Bewegungsvorgänge vermitteln.

[2]) Muskelatrophie kann beruhen auf einer Erkrankung der Nerven innerhalb ihres peripheren Verlaufes oder in der oben gekennzeichneten Erkrankung des Rückenmarks. Letztere Form heißt spinale Form der progressiven Muskelatrophie.

[3]) Bei der progressiven Muskelatrophie beschränkt sich der krankhafte Prozeß auf die in den Vorderhörnern des Rückenmarks gelegenen Ganglien und auf die von hier ausgehenden

bezeichnen. Zur sicheren Entscheidung zwischen beiden Erkrankungen fehlt uns die Möglichkeit, das Verhalten der Reflexe zu prüfen, über das uns keine Notiz vorliegt; aber die Thatsache des ungewöhnlich langsamen Krankheitsverlaufes — 20 Jahre und darüber — berechtigt uns, mit aller Entschiedenheit die erste Form von Rückenmarkserkrankung zu diagnostizieren.

Wie gewöhnlich griff der entsprechende Krankheitsprozeß, der sich ursprünglich im Rückenmark abspielte, aufsteigend auf das sog. verlängerte Mark über und rief dort die beschriebenen Erscheinungen hervor, die wir als Bulbärparalyse bezeichnen — Erscheinungen, vollkommen analog denen der Muskelatrophie, insofern als die Nervenkerne im verlängerten Mark für die Muskulatur der Zunge, des Schlundes und des Gesichtes genau die gleiche Bedeutung haben, wie die grauen Vorderhörner des Rückenmarks für die Muskulatur der Gliedmaßen und des Rumpfes.

Ueber das Wesen und die Ursachen der Kopfschmerzen und nervösen Krisen, die den Dichter von frühester Jugend bis an das Lebensende begleiteten, läßt sich heut wohl kaum eine ganz bestimmte Behauptung aufstellen. Wir haben schon oben unsere Meinung ausgesprochen, nach welcher wir, wie der Kranke es auch selbst angenommen hat, uns berechtigt halten, die sich fortdauernd steigernden nervösen Beschwerden im Zusammenhang zu bringen mit dem späteren zentralen Leiden. Hieraus ergiebt sich aber von selbst die Aetiologie des Leidens, welches, wie bereits oben erwähnt, **entweder direkt angeboren oder doch sich auf der Basis einer ererbten Disposition entwickelt hat.**

Bewegungsnerven; bei der sog. amyotrophischen Lateralsclerose haben wir es mit einer weitergehenden Rückenmarkserkrankung zu thun, indem hier der krankhafte Prozeß auch auf die Leitungsbahnen im Rückenmark sich erstreckt.

Wir können bei der Besprechung der Krankheitsursachen eine Frage nicht einfach mit Stillschweigen übergehen, die nicht eigentlich in das Gebiet des Arztes fällt, die aber doch bis zu einem gewissen Grade der ärztlichen Beurteilung unterliegt. Man hat in gewissen Kreisen die Krankheit und das Siechtum des Dichters gegen ihn selbst systematisch ausgenutzt, man hat mit wahrhaft kanibalischer Lust das sittliche Richteramt gegen ihn geübt und das Anathema ausgesprochen. Und diese Verurteilung des Dichters hat sich zum großen Teil auf die Krankheit selbst gestützt, die man glaubte auf geschlechtliche vorausgegangene Erkrankungen, auf ein ausschweifendes Leben, auf Jugendsünden und alle möglichen Verirrungen zurückführen zu dürfen. Diese von vagen Vermutungen ausgehende, niemals ernstlich begründete Ansicht ist auch gegenwärtig noch so allgemein verbreitet, daß man selbst in Verehrerkreisen des Dichters nicht gern von seiner Erkrankung spricht und sie als eine partie honteuse in seinem Leben ansieht.

Viel mag hierzu der Umstand beigetragen haben, daß bei der völligen Unkenntnis, mit der die Aerzte der Krankheit gegenüberstanden, die zweifellos vom Rückenmark ausging, diese allenthalten für eine Rückenmarksschwindsucht gehalten wurde, eine Erkrankung, welche in Laienkreisen noch mehr als in der ärztlichen Welt von geschlechtlichen Erkrankungen hergeleitet wird. Wir haben gezeigt, daß das Leiden ein anderes gewesen ist, eines, für welches vom ärztlichen Standpunkte Geschlechtskrankheiten, Ausschweifungen u. s. w. als ursächliches Moment überhaupt nicht in Betracht kommen.

Zudem bietet dem prüfenden Auge des Arztes der ganze Verlauf des Leidens, vor allem auch seine Behandlung nicht den geringsten Anhaltspunkt für eine derartige Annahme. Und das Leben des Dichters selbst? Versuchen wir auch nach dieser Richtung die peinliche Frage einer gewissen Lösung

entgegenzuführen. War seine Lebensweise eine derartige, daß sie imstande war, das Leiden sebst wenn auch nicht hervorzurufen, doch in seiner Entwicklung zu beschleunigen, zu befördern und zu steigern?

Heine war in seiner Jugend und als Student alles weniger als ein flotter Bursche. Er hat nie geraucht; der Tabaksrauch war ihm direkt unangenehm und zuwider. Im Genuß alkoholischer Getränke war er äußerst mäßig; selbst in seiner tollsten Studentenzeit hat ihn niemand betrunken gesehen. Bier liebte er nicht, Grog, Punsch und alle starken Spirituosen verabscheute er, selbst vom Wein pflegte er nur zu nippen. Als Levin Schücking ihn frug, weshalb er, trotz seiner Liebe zum Rhein, niemals ein rechtes Rhein- und Weinlied gedichtet habe, gab er die scherzende Erwiderung: „Hab ich nicht? Es mag wahr sein. Ich habe nie den Wein besungen; da sehen Sie nun gleich, wie ich verleumdet werde, und welch ein moralischer Poet ich bin.“ Auch Herm. Hüffer „aus dem Leben Heinrich Heines“ berichtet nach Josef Klein, daß Heine in Berlin gar keinen Wein zu genießen pflegte. Er bewahrte sich allerdings auf seinem Zimmer eine Flasche mit Rheinwein, begnügte sich aber daran zu riechen, weil er vom Trinken Kopfschmerzen befürchten mußte.

Hingegen war Heine den Genüssen eines reich besetzten Tisches nicht abhold, er liebte eine gute Mahlzeit, er fühlte sich wohl und behaglich nach einer solchen, und er konnte sich, wie Arnold Ruge erzählt, für ein Diner im Palais Royal soweit begeistern, daß er enthusiastisch erklärte: „Dies Essen ist so gut, daß es verdiente, knieend eingenommen zu werden“. Sicherlich haben wir in dieser Gourmandise die Ursache für seine häufigen Darmstörungen (s. o.) zu suchen, die auch in den letzten Jahren seine Qualen wesentlich erhöhen sollten.

Die stark erotische Veranlagung des Dichters kam in häufigen sinnlichen Ausschweifungen zum Ausbruch. Vieles aber, was immer noch in des Dichters Lebensbeschreibungen hierüber geflissentlich breitgetreten wird, entbehrt jeder Begründung; so vor allem die Verdächtigung, daß Heine als junger Student wegen Verletzung des Sittlichkeitsprinzips und Bruch des Keuschheitsgelübdes aus der Burschenschaft entfernt wurde. Dr. Gustav Karpeles hat bereits früher in einem Artikel der „Neuen Freien Presse" und neuerdings in seinem Buche über Heine (Berlin 1899. S. 110—111) den Beweis erbracht, daß diese Notiz auf vagen Vermutungen und albernen Klatschereien beruht; selbst der vorsichtige Karl Goedecke, der sie zuerst öffentlich ausgesprochen, hat hierfür auch nicht die Spur eines Beweises zu erbringen vermocht.

Während seines Aufenthaltes in Hamburg (1825) lebte Heine ein lockeres, Aergernis erregendes Leben, und die „Priesterinnen der Venus, hanseatische Vestalen, Dianen, die auf die Jagd gingen, Najaden, Dryaden, Hamadryaden und sonstige Predigerstöchter" beschäftigen ihn mehr als die Sorge um seine Advokatur; und auch im Beginn seines Pariser Lebens sehen wir ihn mit vollem Behagen den Becher der Lust schlürfen, den ihm Seraphine, Angelique, Diana, Hortense, Clarisse, Jolanthe, Marie, Jenny, Emma und andere ebenso willig als graziös reichten.

Indessen darf man bei der Beurteilung aller seiner Exzesse nicht vergessen, daß seine Neigungen nicht tief gingen, daß die frivole Genußsucht seines Charakters ihn nie von ernstester Arbeit und Studium abhalten konnte, daß die übertriebene Vorstellung von seinen Ausschweifungen, welche seine Gegner so geschickt auszunutzen verstanden, wesentlich hervorgerufen wurde durch seine eigenen mutwilligen Renommagen von tollem Liebesglück. Im Grunde genommen suchte und verehrte Heine

in der Frau gerade ihre edelsten Eigenschaften; dafür spricht seine rührende Liebe und Zärtlichkeit für seine Mutter und Schwester, dafür spricht sein intimer Verkehr und seine Korrespondenz mit Frauen, die ihn durch ihre großen Eigenschaften, durch Geist und Wissen gepaart mit Schönheit und Grazie zu fesseln verstanden. Allen denen aber, die durch den Vorwurf der Immoralität, der Ausschweifung und Unsittlichkeit das Andenken des Dichters zu beflecken nicht aufhören, wollen wir seine Aeußerung auf dem Krankenlager nach dem Bericht Meißners entgegenhalten:

„Glauben Sie mir, ich habe moralischer gelebt, als die meisten der Menschen, die mich fortwährend der Immoralität zeihen. Nie habe ich eine Unschuld verführt oder eine Ehefrau zur Untreue verleitet. Können viele Menschen dasselbe von sich sagen? Wird es mir jemand glauben? Und doch ist es so. Ja, ich habe mir am Abend meines Lebens keine Vorwürfe zu machen. Ich habe nie ein Mädchen verführt und nie eins verlassen. Ich war nie der erste Liebhaber und nie der letzte.“

Hab eine Jungfrau nie verführet
Mit Liebeswort, mit Schmeichelei;
Ich hab' auch nie ein Weib berühret
Wußt ich, daß sie vermählet sei.

Wahrhaftig, wenn es anders wäre,
Mein Name, er verdiente nicht
Zu strahlen in dem Buch der Ehre
Man durft' mir spucken ins Gesicht.

Wie in allen Erkrankungsfällen, die das öffentliche Interesse in höherem Grade in Anspruch nehmen — wir haben entsprechendes erst neuerdings bei der Krankheitsbeschreibung F. Nietzsches durch seine Schwester erlebt —, sind auch gegen die Aerzte die üblichen Vorwürfe erhoben worden, daß sie durch ihre Behandlung, wenn auch nicht die Krankheit verursacht,

so doch ihren Ablauf wesentlich beschleunigt und unerträglicher gestaltet haben. „Ich habe die feste Ueberzeugung", schreibt Maximilian Heine, und Heine starb auch mit derselben, „daß Paris und die Behandlung der früheren französischen Aerzte sein Leben um viele Jahre verkürzt haben. Heines zarter Organismus, ein Gehirn- und Nervensystem, das in steter Vibration sich befand, das durch das leiseste Geräusch, Klopfen, Klavierspielen, ja Vogelzwitschern auf das schmerzhafteste aufgeregt wurde, eine so reizbare, sensitive Natur wurde allezeit mit den schwächendsten Mitteln mißhandelt. Die Herrschaft des damals in Frankreich sehr verbreiteten Systems von Broussais hatte auch für ihn seine verderblichen Folgen. Aderlässe, Blutegel, Abführungen und dergleichen schwächende Mittel genügten, den Zustand des außerdem noch von täglicher Migräne geplagten Kranken trostlos zu machen. Fern von der lebenzehrenden Residenz Paris, in den Händen eines gebildeten deutschen Arztes, hätten wir den Dichter länger behalten können."

Diese Vorwürfe, aus der Feder eines Sachverständigen und Arztes, klingen doppelt befremdend; sie widerlegen sich von selbst dadurch, daß Heine vor seinem andauernden Krankenlager fast ausschließlich in den Händen von Kurpfuschern und Charlatanen sich befand, die ihn in der That, wie er selbst gesteht, um den letzten Rest seiner Kräfte brachten. Nur hierauf kann sich die Bemerkung M. Heines, daß der Dichter sich über seine Behandlung beschwert habe, beziehen; denn über seine Aerzte selbst, mit denen er zum Teil durch intime Freundschaft verbunden war, äußert er sich an verschiedenen Stellen mit großer Liebe, Verehrung und Dankbarkeit. (Vergl. Brief auf S. 55.)

Suchen wir nach einer mittelbaren Ursache der Krankheit, die auf den Verlauf derselben ungünstig gewirkt, ihren Ausbruch beschleunigt hat, so liegt dieselbe zweifellos in den un-

gemein großen seelischen Erregungen, d
Tode seines Onkels während des E
seiner Verwandtschaft auf den Dichter
plötzliche Ausbruch der bulbären Ersche
fallend rasche Entwicklung und Steigerun
mit diesen höchst fatalen Auseinandersetzu
und Magen" in Zusammenhang gebracht
sind sich alle Biographen einig, ebenso wi
und Freunde. Die Erbitterung der letzte
schärfsten Weise zum Ausdruck in der fol
den Reiseberichten Heinrich Laubes:

„Mich beschäftigte neben dem Fra
allen Dingen die Frage, woher eine
und unerbittliche Krankheit stammt, di
geheimnisvollsten Verzweigungen zw
Nerven ihren Sitz hat als eine tückisch
kriechende Lähmung. Erreicht sie den
des Gehirns, so entsteht der Tod. J
haben die Krankheit erregt durch eine
fluß. Nicht die hundert Kämpfe in Litteratur und
Politik haben diesem furchtbaren Fechter das Mindeste
angethan; ein einziger Streich, welcher von seiner Familie
ausgegangen, hat ihn zerstört. Es wird das seiner
Familie ein tiefer Vorwurf bleiben. Heine war 45 Jahre
alt, als ihn vor zwei Jahren dieser Streich traf; er hatte
noch Jahrzehnte schöpferischer Thätigkeit vor sich, und
um der alltäglichsten Lappalien willen ward er von
mittelmäßigen Menschen zerstört .... Die guten Bürger
und schlechten Musikanten mögen es nun vor der Nation
verantworten, uns die geniale Dichterkraft gelähmt und
getötet zu haben aus kläglicher, trockener Scheelsucht.
Wenn man von den Geldsäcken und sonstigen Herrlich-
keiten der Familie nichts mehr wissen wird, dann

wird man durch diesen nun vor unseren Augen hinsterbenden Dichter den Namen Heine noch kennen und rühmen, und die litteraturgeschichtliche Mythe wird hinzusetzen, er sei, wie Byron, durch Nadelstiche kleiner Verwandten vor der Zeit in den Tod gestoßen worden:

„Es schmilzt das Fleisch von meinen Rippen
Ich kann mich nicht vom Siechbett mehr erheben,
Arglistig stehlen sie mein junges Leben —
Das thaten mir die Magen und die Sippen."

VI.

Im Anfange des Jahres 1848 war der Zustand Heines, wie aus seinen Briefen hervorgeht (s. o.), der denkbar traurigste. Sein Freund, Dr. L. Wertheim, der Begründer des Kaltwasserheilverfahrens in Paris, hatte ihn im Anfang behandelt, überließ ihn aber dann der Behandlung Dr. Grubys.

Wenn in den Lebensbeschreibungen des Dichters als Grund für das Fernbleiben seines ersten von ihm sehr geschätzten Arztes angegeben wird, daß dieser anderweitig zu sehr beschäftigt war, um seinem Patienten die nötige Zeit und Sorgfalt widmen zu können, so ist dies zweifellos unrichtig. Denn Heine selbst spricht in zahlreichen Zuschriften an Dr. Wertheim von ernstlichen Differenzen, hervorgerufen durch den Wahnsinn einer geliebten Person, die er herzlichst bedauerte. Nach diesen Andeutungen scheint die Erzählung des sonst nicht sehr zuverlässigen Dr. Weill Glauben zu verdienen, welcher folgendes berichtet: Un jour, le docteur Wertheim, célèbre hydropathe, qui vit encore à Paris, étant allé voir Heine, lui dit, qu'il était mal soigné, et Mathilde, ayant entendu ce propos, n'eut rien de plus pressé que d'attendre le docteur à la porte et de lui pocher l'oeil, par un vigoureux coup de poing.

Dr. Gruby, ein Ungar von Geburt, hat bis vor wenigen Jahren eine hervorragende Stellung unter den ersten Aerzten von Paris eingenommen; seine Kranken trieben einen seltenen Kultus mit ihm und gelegentlich eines Jubiläums haben sie eine goldene Medaille für ihn prägen lassen[1]). Wesentlich

[1]) Dr. Gruby starb im Alter von 88 Jahren. Für seine Bedeutung als Arzt und sein großes Renommée spricht die Thatsache, daß fast alle Celebritäten in Paris zu seiner Klientel gehörten. Nebst Heine haben Franz Liszt, die beiden Dumas, Chopin, Ambroise Thomas, Daudet — letzterer fügte sich allerdings nicht seinen wunderlichen Anordnungen — seinen ärztlichen Rat nachgesucht. Seine Spezialität war die Krankheit des Jahrhunderts, die Neurasthenie, und seine Erfolge beruhten im Wesentlichen darauf, daß er statt der einfachen Verordnung von Ruhe, Bewegung ꝛc. möglichst komplizierte Vorschriften gab und seinen Patienten unglaubliche Frohndienste auferlegte. Die folgenden Beispiele illustrieren am treffendsten die Art seiner Behandlung: Ein Melancholiker meldet sich bei ihm, er litt an der Furcht vor dem Selbstmord. Auf welchem Stockwerk sind Sie einquartiert? fragte G. — Im Erdgeschoß. — Wie liegt Ihr Gemach? — Nach Nordosten. — Welche Farbe haben Ihre Tapeten? — Rot, braun und blau. — Gut, also suchen Sie sich eine nach Südwesten ausschauende Wohnung, auf dem fünften Stock und tapezieren Sie Ihre sämtlichen Zimmer grün aus; aber jedes Zimmer in einer anderen Schattierung von grün. — Der Patient ging getröstet, suchte drei Monate lang nach der betreffenden Wohnung im fünften Stock mit südwestlicher Aussicht, suchte drei fernere Monate nach den verschiedenen grünen Tapeten; darüber vergaß er seine Krankheit und war nach sechs Monaten geheilt. — Eine Dame aus den oberen Gesellschaftskreisen hatte durch das aufregende Saisonleben ihre Nerven zugrunde gerichtet. „Gehen Sie“, so verordnete ihr Dr. Gruby, „jeden Nachmittag ins Hospital Tenon, fragen Sie nach der Krankenwärterin A., sie wird Sie in ein weißgetünchtes

seinem Können und seiner Kunst hatte Heine die Verlängerung seines Lebens um mehrere Jahre zu verdanken, die deutsche Litteratur aber eine Anzahl Meisterwerke ihres größten lyrischen Dichters nach Goethe. Gruby fand den Kranken bei seinem ersten Besuche ohne alle Bewegung, wie ein Knäuel auf der Erde liegend, vom Speichelflusse behaftet und unfähig, irgend eine Nahrung zu sich zu nehmen. Der ärztlichen Kunst gelang es, dem Kranken wenigstens bis zu einem gewissen Grade aufzuhelfen, und dankbar und zufrieden schreibt Heine an Dr. Wertheim:

„Zum Glück haben Sie mich einem Arzt übergeben, der mit ebensoviel Gewissenhaftigkeit, wie Sie selbst sie besitzen, mich behandelt und durch konsequente Fortsetzung der Kur meinen Zustand täglich verbessert. Ich fühle mich etwas weniger sterbend und pflege jeden Tag eine halbe oder auch eine ganze Stunde auf dem Sessel zu sitzen.“ (Paris, d. 5. IV. 49.)

Da das Grundleiden unaufhaltsam fortschritt, konnte die Besserung natürlich nur eine vorübergehende sein, sehr bald war der Kranke zur andauernden, ununterbrochenen Bettlage gezwungen, und die Korrespondenz der folgenden Jahre läßt uns einen tiefen Blick thun in die qualvolle, verzweifelte Situation des hinsiechenden Dulders:

„Mir geht es, teuerster Freund, noch immer herzlich schlecht und ich leide Tag und Nacht die unleidlichsten Schmerzen. — — — — Wäre ich transportabel, so käme ich nach Hamburg; aber das feuchtkalte Wetter,

---

Zimmer führen, wo Sie sich ihr eine Stunde lang, ohne ein Wort zu reden, gegenüber setzen; dann kehren Sie durch die und die Straße, über den und jenen Platz zurück.“ — Und die Dame ward bald wieder gesund und glaubte an die Heilkraft der Wärterin und der weißgetünchten Stube.

und die noch feuchtkälteren Menschen alldort, dürfte mir nicht sehr heilsam sein.“ (Paris, an Campe, 30. VI. 49.)

„Daß meine persönliche Zuneigung zu Ihnen nicht geschwächt, mag Ihnen der schlagendste Beweis sein, indem ich mir die unsägliche Mühe gebe, an Sie zu schreiben, wobei ich mit der Nase auf dem Tische liegen und das eine noch halbbrauchbare Auge mit der linken Hand geöffnet halten muß.“ (Paris, an Kertbeny, ohne Datum.)

„Meine Lage ist noch immer dieselbe, d. h. ich liege noch immer ‚auf demselben Flecke,‘ nur daß ich jetzt noch viel zusammengekrümmter und abgezehrter bin als früher. Tag und Nacht leide ich an meinen niederträchtigen Krämpfen und Kontraktionen, wobei ich nur in Betäubung durch Morphium einige Erleichterung finde. Mein Zustand ist so tragisch, daß ich selber anfange, Mitleiden mit mir zu haben, was bisher der alte Uebermut noch nicht erlaubte. — Medizin nehme ich gar keine mehr, weder Arzt noch Apotheker können mir helfen. Die Hand Gottes liegt schwer auf mir; doch — sein heiliger Wille geschehe.“ (Paris, an Dr. Wertheim, 15. III. 50.)

„In diesem Augenblick bin ich ganz ohne Garde; ich habe zu Gruby geschickt, damit er mich mit einer solchen versehe. Aber die Feinde von Napoleon hatten vor den alten Garden desselben keine so große Angst, wie (ich) vor den alten Garden Grubys, und ich sehe mit Schrecken dem Scheusal entgegen, das sich mir in seinem Namen präsentieren wird. Ich bitte Sie daher, ja ich beschwöre Sie, beschäftigen Sie sich damit unverzüglich, mir eine passende Garde, wie die Marie war, zu verschaffen. Ich würde Sie fußfälligst darum anflehen, wenn meine Füße und meine Kniee es ge-

statten wollten; heute besonders kann ich kein Glied rühren, wegen der schmerzlichsten Kontraktionen." (Paris, an Dr. Wertheim, 21. III. 50.)

„Es geht mir immer sehr schlecht, meine Krankheit nimmt täglich zu und die Krämpfe und Kontraktionen bemächtigen sich täglich mehr des Oberteils des Körpers, so daß auch der Rücken in den Nächten fast ganz gekrümmt ist. Der Ueberreiz des Schmerzes giebt mir eine gewisse Force." (Paris, an Dr. Wertheim, 30. IV. 50.)

„Mein Zustand hat keine große Veränderungen erlitten, aber ich befinde mich doch eher schlechter als besser, und eine fatale Trostlosigkeit fängt nachgerade an, sich meiner zu bemächtigen. — In wenigen Wochen werden es drei Jahre sein, daß ich auf dem Rücken liege, und da hätte ich wohl das Recht, endlich verdrießlich zu werden." (Paris, an Dr. Wertheim, 15. II. 51.)

„Ich bin nämlich noch immer bettlägerig, liege beständig auf meinem kranken Rücken, worin die fürchterlichsten Krämpfe hausen, und was im Publikum von meiner Krankheit erzählt wird, ist nur eine Kleinigkeit im Vergleich mit meinem wirklichen Leiden. Und das alles ertrage ich mit religiöser Geduld." (Paris, an Kolb, 21. IV. 21.)

„— mir geht es hundeschlecht, und es ist mir zu Mute, wie einem Pudel, der am Ersaufen ist." (Paris, an Detmold, 26. IV. 51.)

„Bin sehr krank. Dieser Tage mehr. Mein Kopf ist schwach und meine Frau bewundert mein Arbeiten in diesem Zustand." (Paris, an Campe, 7. IX. 51.)

„Seit drei und ein halb Jahr schreibe ich gar nicht mehr eigenhändig, und ich habe Ihnen etwas

geben wollen, worin noch nicht Spuren von Lähmung und Erblindung." (Paris, an Fichte, 24. X. 51.)

„Ich bin so betäubt von Opium, das ich zu wiederholten Malen eingenommen, um meine Schmerzen zu betäuben, daß ich kaum weiß, was ich diktiere." (Paris, an Wertheim, 5. XI. 51.)

„Ich möchte mich nämlich gern mit meinem ganzen Hausstaate in eine maison de santé einquartieren, um wieder etwas frische Luft zu genießen. — — — — — Ich bin leider in diesem Augenblick sehr leidend und meine Kräfte nehmen sichtbar ab von Tag zu Tag." (Paris, an Dr. Wertheim, 19. IV. 52.)

„Steuern Sie doch bald der rue d'Amsterdam zu, wo ich Ihnen zwar nichts Angenehmes mitteilen kann, sondern nur von der entsetzlichen Zunahme meiner Krämpfe zu erzählen hätte. Sie haben keinen Begriff davon, wie viel ich Tag und Nacht ausstehe. Kommen Sie daher bald, um mir, wo nicht ein helfendes, doch gewiß ein tröstendes Wort zu sagen." (Paris, an Dr. Wertheim, 8. X. 52.)

„Mein Körper leidet große Qual, aber meine Seele ist ruhig wie ein Spiegel und hat manchmal auch noch ihre schönen Sonnenaufgänge und Sonnenuntergänge." (Paris, an Campe, 14. XII. 52.)

„Ich habe heute schon einen Zentner Opium verschluckt und bin sehr schläfrig." (Paris, an Campe, 3. VIII. 54.)

„Ich kann nicht sprechen wegen Halsentzündung. — — — — Gottlob, daß ich bei all meinem Leid sehr heiteren Gemüts bin, und die lustigsten Gedanken springen mir durchs Hirn." (Paris, an Campe, 12. X. 54.)

„Sie wissen nicht, daß ich zwei Monat lang totkranker als jemals war, und noch jetzt bin ich nicht imstande zu sprechen.“ (Paris, an M. Schloß, 19. II. 55.)

„Obgleich hundeelend und blinder als je (denn mein rechtes Auge sieht auch nichts mehr) schreibe ich Ihnen dennoch ....“ (Paris, an Campe, 30. V. 55.)

„J'ai subit, cette nuit, une attaque de crampes de gorge si étouffante, que je suis condamné à un mutisme complet au moins pour quelques jours.“ (Paris, an Montégat, ohne Datum.)

„Ich bin krank wie ein Hund, und kämpfe gegen Schmerz und Tod wie eine Katze; Katzen sollen ein sehr zähes Leben haben! —“ (Paris, an Stuhr, 7. X. 55.)

Wir haben nur vereinzelte Stichproben aus Heines Korrespondenz wiedergegeben. Wer ihn ganz kennen lernen will in seinen physischen Leiden, in seiner zunehmenden seelischen Ruhe, Gottergebenheit und Abgeklärtheit, der vertiefe sich in die Lektüre seiner Briefe aus dieser Lebensperiode, und er wird neben dem Mitgefühl mit dem gequälten Kranken dem Manne seine Hochachtung nicht versagen können, der mit dem letzten Aufgebot seiner Kräfte die drückenden Kosten seiner Krankheit zu erwerben und die Existenz seiner Frau für alle Zukunft zu sichern sucht. Für den Arzt am interessantesten und belehrendsten sind diejenigen Krankheitsberichte, die er an seinen Bruder Maximilian richtet, und die wir nunmehr im Zusammenhang hier wiedergeben; wir zitieren nach den uns vorliegenden Originalen, woraus sich manche Abweichungen von den bisherigen Veröffentlichungen erklären:

„Dein Herz ist klug; es hat richtig erraten, daß mein Leiden im Rückgrate seinen Sitz hat. Seit zweimal 24 Stunden wälze ich mich in den furchtbarsten

Krämpfen, die noch in diesem Augenblick mich hindern, Dir ordentlich zu antworten; es soll in einigen Tagen geschehen. Eigenhändiges Schreiben ist mir ganz unmöglich jetzt. Die Krämpfe haben auch meine Hände erreicht, und ich habe überhaupt seit 3 Monaten nur zuweilen einige Augenblicke das Bett verlassen können. Herz und Gehirn oder vielmehr die Seele in üppigster Gesundheit, und ich fürchte deshalb ein längeres Leben als mir frommt. — — — — Ach Gott! Seit drei Nächten habe ich nicht geschlafen. Welch entsetzliche Gedankenflut in so einer Nacht! Könnte ich nur bei Dir sein. Ich hätte, als ich noch transportabel war, mich zu Dir nach Petersburg bringen lassen sollen. Wie oft in der Nacht rufe ich Deinen Namen, und meine Frau, die über mir schläft, erzählt des Morgens, daß ich wieder so sehr nach Max gejammert." (Passy, 10. IX. 48.)

„Das Beste, was ich Dir zu sagen habe, ist, daß die verflossene Nacht eine schmerzlose und ruhige war; obgleich die Krämpfe im Grunde genommen, dieselben geblieben und dieselben Kontraktionen und Verkrümmungen hervorbrachten, so fehlte ihnen doch der akute Schmerz, und ich habe auch einige Minuten geschlafen." (Passy, 12. IX. 48.)

„Ich habe von Tag zu Tag gezögert, Dir auf den zweiten Brief, den ich von Dir richtig erhalten, zu antworten; aber ich wartete immer auf eine gute Stunde und bessere Mitteilungen, als ich Dir zu machen vermag. Seit ich Dir zuletzt schrieb oder vielmehr schreiben ließ, habe ich das Bett nicht verlassen und mich Tag und Nacht in den unerhörtesten Krämpfen umhergewühlt; letztere fangen an, minder schmerzhaft zu sein, und auch die Krämpfe im Rückgrat haben nachgelassen, seitdem

ich zwei Cauthere im Genicke und andere zwei Cauthere am entgegengesetzten Ende des Rückens im Kreuze mir setzen ließ und zwar nemlich auf Anraten einer großen Konsultation, wozu Chomel und Rustan gehörten. Außer jodin férungineuse nehme ich keine Medizin. Zwei Aerzte, der Dr. Wertheim und Dr. Gruby, behandeln mich. Ersterer leitet mein ganzes traitement und besucht mich mehrmals des Tages, sowohl als Freund, wie in ärztlicher Hilfeleistung. Ich habe Hoffnung, daß mein Zustand allmälig leidlicher werde, und daß ich bald wieder außerhalb dem Bette einen Teil des Tages auf dem Sessel zubringen kann. Auch mit meinen Augen wird es besser gehen, da die Angen selbst nicht krank, sondern nur schwach sind, und durch den Krampf manchmal so verschlossen sind, daß ich nur, wenn ich das rechte Augenlid mit der Hand aufziehe, etwas sehen kann. Diese thatsächliche Blindheit ist ungemein verstimmend, und in Verbindung mit dem Unwohlsein, welches die Bettlägerigkeit hervorbringt, ist mir in meinem Gemüte eine Weinerlichkeit und Seufzerei aufgekommen, die meiner innersten Natur fremd ist, und die mich als ein unheimliches Phänomen noch extra beängstigt. Es darf Dich nicht Wunder nehmen, wenn eines frühen Morgens meine Muse sogar als eine Betschwester Dir entgegentritt. In meinen schlaflosen Marternächten verfasse ich sehr schöne Gebete, die ich aber doch nicht niederschreiben lasse, und die alle an einen sehr bestimmten Gott, nemlich an den Gott unserer Väter gerichtet sind. Die alte Gardemalade, die bei mir wacht, sagte mir vorige Nacht, daß sie gegen den Krampf in den Knieen ein sehr gutes Gebet wisse, und ich bat sie mit großem Ernst, für mich es herzubeten, während sie mir zu gleicher Zeit eine heiße Serviette um die Knie wickelte. Das Gebet hat eine gute Wirkung

gethan, und der Krampf wich. Was wird man aber im Himmel von mir sagen; ich sehe schon, wie mancher Engel von Gesinnung sich verächtlich über mich äußert: da sehen wir ganz diesen charakterlosen Menschen, der, wenn es ihm schlecht geht, durch alte Weiber eine Fürbitte machen läßt bei derselben Gottheit, die er in gesunden Tagen am ärgsten verhöhnte. Liebster Max! Du hast keinen Begriff davon, wie viel ich gelitten habe, und wie viel ich in diesen Leiden Charakterstärke, schauerlich starke Charakterstärke an den Tag gelegt habe. Bloß meines Weibes wegen habe ich diesem Leiden nicht ein Ende gemacht, wie es wohl einem Manne erlaubt wäre, dem alle Hoffnung erloschen ist, je wieder das Leben genießen zu können, und dessen Herz noch außerdem an so manchen unheilbaren Wunden siecht. Es scheint mir jetzt, daß jedes moralische Ungemach, daß jeder Kummer noch zu ertragen wäre, wenn man dabei spazieren gehen könnte. Aber mit zerrissenem Herzen unaufhörlich auf dem Rücken liegen, auf dem wunden Rücken, das ist unerträglich.

Meine äußere Lage hat sich etwas verbessert; ich habe eine neue Wohnung bezogen, welche mir besser gefällt als die vorige, und die nur den Fehler hat, daß sie etwas zu klein ist; ein Uebelstand, der mich nötigt, an dem ganzen Haushaltungsspektakel unwillkürlich teilzunehmen, sowie ich denn in diesem Augenblick einigermaßen aus dem Konzept komme durch eine Diskussion, welche sich zwischen meiner Gattin und der Köchin entsponnen hat. Meine Frau ist übrigens ein herrliches, holdseliges Weib, und wenn sie eben nicht zu laut gackelt, ist ihre Stimme ein tönender Balsam für meine wunde Seele. Ich liebe sie mit einer Leidenschaftlichkeit, die über meine Krankheit hinausragt, und in diesem

Gefühl bin ich stark, wie lahm und matt auch meine armen Glieder.“ (Paris, d. 12. XII. 48.)

„Ich habe von Tag zu Tag aufgeschoben, an Dich zu schreiben, indem es mir immer schlecht ging und ich darauf wartete, Dir einmal etwas minder traurig Klingendes berichten zu können; aber es ist seitdem keine Besserung in meinem Zustande vorgefallen, im Gegenteil, derselbe hat sich verschlimmert. Nur daß ich jetzt an die ungeheuren Schmerzen mehr gewöhnt bin und mir letztere daher nicht mehr so unerträglich vorkommen als sie wirklich sind. Ja, lieber Bruder, ich leide noch immer Tag und Nacht an den entsetzlichsten Krämpfen, und da diese jetzt besonders meinen Unterleib bis zur Herzgrube ergriffen haben und ich, zusammengezogen in einen Knäuel, nur auf einer Seite liegen kann, so sind auch meine Konstipationen viel peinlicher geworden, und ich muß oft vierzehn Tage lang mich unmenschlich abmartern, ehe ich zu Stuhle kommen kann. Dabei weiß ich mir nur durch Morphium Erleichterung zu schaffen; ich nehme zuweilen 7 Gran in 24 Stunden und lebe in einer wüsten Betäubnis. Wie wird dieses endigen? Ich fange an, jede Hoffnung aufzugeben, und was die Resignation betrifft, die daraus entsteht, so brauch ich sie Dir nicht deutlich zu machen; Du wirst mich verstehen. Sei aber überzeugt, daß ich so lange kämpfen werde als möglich und als es auch nicht an Proviant fehlt. — Wie gesagt, mein Hauptleiden ist jetzt der Leib bis zur Herzgrube, so daß ich immer auf dem Rücken liegen muß und gleich von den entsetzlichsten Schmerzen ergriffen werde, wenn ich mich etwas vorwärtsbeugen will. Nichtsdestoweniger habe ich in der jüngsten Zeit noch einiges gedichtet, wovon ich Dir vielleicht eins oder das andere zuschicken

werde. Ich habe dadurch meinen Geist manchmal aus seinem Trübsinn in andere Gebiete zu lenken gesucht; doch auch diese ressource wird bald vertrocknet sein, da mein Kopf durch die vielen Schmerzen, den Kinnladen- und Gesichtskrampf, sowie auch durch die Opiate sehr ermüdet und gedankenlos wird. — — — — Schreib mir nur recht balde, wie es Dir geht, und weißt Du etwa ein Mittel, das schmerzenstillend ist in meinem Zustande, so teile es mir mit. Ich möchte nämlich ein Medicament haben, welches die Morphien einige Zeit ersetzen könnte." (Paris, d. 9. I. 50.)

„Das beiliegende Blatt ist ein Brief an Dich, den ich etwa vor 5 Monaten schrieb, und den ich nicht an Dich abschickte, von Tag zu Tag hoffend, in einem Postskriptum meinen verbesserten Zustand oder sonst eine erfreuliche Nachricht melden zu können. Leider aber war das nicht möglich. Meine Lage verschlimmerte sich bis zum unleidlichsten, und zu solcher Berichtigung an Dich fühle ich nicht viel Lust und Trieb. Jetzt geht es mir etwas besser, und obgleich ich noch immer ganz entkräftet zu Bette liege und Tag und Nacht von den fatalsten Kontraktionen geängstigt werde, so glimmt doch wieder manchmal etwas Lebenshoffnung in mir auf. Ich wünsche mir freilich den Tod, und er wäre gewiß für mich eine Wohlthat, da ich nur momentane Schmerzlinderung erwarten darf, im Uebrigen aber als ein unglücklicher Krüppel vegetieren müßte; aber ich möchte noch einige freie Lebenstage. . . . ." (Paris, 3. I. 49.)

Das erschreckend deutliche Bild, welches wir aus diesen Briefen von dem körperlichen und seelischen Zustande des Patienten während der ersten Jahre seines andauernden Krankenlagers bekommen, bedarf kaum der Ergänzung durch die zahlreichen Be-

richte und Schilderungen, welche Journalisten, Freunde, Freundinnen, Verwandte und Aerzte von dem Befinden des Kranken gelegentlich ihrer Besuche entwerfen. Wir sehen, daß die Muskelatrophie ständig zunimmt, daß die Kräfte progressiv schwinden, daß der Kranke von den furchtbarsten Schmerzen geplagt Tag und Nacht keine Ruhe findet. Diese Schmerzen hängen zusammen mit den Kontrakturen in den gelähmten Gliedmaßen, denen sich Schmerzen in den Gelenken, Darmkoliken und Neuralgien hinzugesellen. So berichtet Dr. Schlesinger, der Heine ungefähr ein halbes Jahr vor seinem Tode sah:

„Es war am 24. August 1855, als ich Heine zum letzten Male sah. Er war von heftigen Schmerzen, die vom Rückenmark ausstrahlten, durchwühlt. Nachdem er bereits 2 Gran Morphium ohne Erfolg genommen, riet ich ihm, gegen die gleichzeitigen und schmerzbetäubenden Anfälle von Ischias, Waschungen mit Schwefelaether. Heine erwiderte: ‚Und wenn ich den jämmerlichen Hüftnerven zur Ruhe bringe, dann fängt die Katzenmusik der anderen Nerven-Bagage an. Doktor, Sie kennen die Nerven im allgemeinen, aber die meinigen sind so ganz besonders merkwürdig elender Natur, daß ich überzeugt bin, sie würden in der Exposition die große goldene Medaille für Schmerz und Elend erhalten.'" —

Ob es sich bei den Schmerzanfällen und Krämpfen, von denen der Kranke und seine Umgebung berichten, lediglich um periphere Affektionen handelte, oder ob sich in den letzten Jahren zu dem chronischen Leiden im Rückenmark schmerzhafte akute Entzündungen der Rückenmarkshäute anfallsweise hinzugesellten, das ist eine Frage, die wir offen lassen müssen.

Die Angabe Mauthners, daß der Dichter mit großen Atembeschwerden infolge Lähmung des Atmungs-

nerven seit dem Jahre 1847 zu kämpfen hatte, erscheint uns mindestens nicht ausreichend begründet. Die Erscheinungen von seiten des Atmungsapparates, die in den letzten Jahren zunehmende Fortschritte machten, sind sicherlich genügend erklärt durch den schon oben erwähnten häufigen Brustkatarrhe. So berichtet Adolf Stahr vom Oktober 1855:

> „Im ganzen fand ich ihn denn doch viel leidender, als vor fünf Jahren, und seine produktive Kraft im Gespräche nicht mehr so unablässig sprudelnd als sonst. Ein furchtbarer Husten, der sich seit einiger Zeit eingestellt hatte, unterbrach oft unsere Unterhaltungen mit so entsetzlichen Anfällen, daß ich ein paarmal glaubte, der Unglückliche müsse ersticken. Wenn wir aber in solchen Augenblicken uns entfernen wollten, so winkte er uns mitten in dem konvulsivischen Ringen heftig mit der Hand, zu bleiben; und während wir es für unmöglich hielten, daß nach einem solchen Anfalle die durchschütterte Brust noch Kraft zu einem Worte behalten haben könnte, nahm er schneller, als wir glaubten, das unterbrochene Gespräch wieder auf. Sein Humor verließ ihn selbst bei dieser Steigerung seiner Leiden nicht. Man erzählte uns, daß er nach dem ersten dieser Anfälle einmal seinen Arzt gefragt, ob diese Anfälle nicht seinen Tod beschleunigen würden. Als der Arzt dies verneinte, erwiderte er: „Sagen Sie das wenigstens nicht meiner Frau, sie hat schon genug zu leiden." Als der Arzt seine Brust untersuchte und ihn dabei fragte: Pouvez-vous siffler? antwortete er: Hèlas, non! pas même les pièces de Monsieur Scribe!

Auch die Vermutung Mauthners, daß Heine schwerhörig gewesen, und daß der paralytische Zustand sich auch auf den Gehörnerven erstreckt hätte, ist vollständig aus der Luft ge-

griffen. Er stützt seine Vermutung auf eine Zuschrift von Prof. Karl Hillebrand an H. Hueffer, die letzterer in seinem Buche „Aus dem Leben H. Heines" veröffentlicht. Hillebrand, welcher in jungen Jahren bei Heine gewissermaßen als Famulus thätig war, berichtet lange Jahre später aus der Erinnerung über seine Eindrücke während seiner Thätigkeit bei Heine:

> „Er war damals schon an sein Bett (in der rue d'Amsterdam) gefesselt, wenn man anders das Matratzenlager ein Bett nennen kann. Sein Gehör war schon geschwächt, seine Augen geschlossen, und nur mit Mühe konnte der abgemagerte Finger die müden Augenlider hinaufschieben, wenn der Poet etwas zu sehen verlangte. Die Beine gelähmt, der ganze Körper zusammengeschrumpft: so ward er alle Morgen von Weiberhand — er konnte keine männliche Bedienung ertragen — auf den Sessel gehoben, während das Bett gemacht wurde. Nicht das geringste Geräusch konnte er erdulden. Seine Leiden waren so heftig, daß er, um etwas Ruhe, meist nur vier Stunden Schlafes zu erlangen, Morphium in drei verschiedenen Gestalten einnehmen mußte. In seinen schlaflosen Nächten dichtete er dann wohl seine wunderbarsten Lieder."

Aus diesen Angaben auf eine Gehörsstörung schließen zu wollen, ist gewiß nicht berechtigt, da ja hier wie an zahllosen anderen Stellen von dem Dichter selbst und von seinen Zeitgenossen berichtet wird, wie ungemein empfindlich er gegen das geringste Geräusch war.

Heine hat den Leidenskelch bis auf die Neige geleert; sein Körper war derartig abgezehrt und geschwunden, daß er dem eines schwachen Kindes glich; in Deutschland, wo schon zu Beginn seiner Bettlägerigkeit Nekrologe in öffentlichen

Blättern erschienen, war seine Existenz lange vor seinem Tode schon zu einer Art Mythe geworden. Und doch überwand dieser. marastische Körper noch so manchen gefahrdrohenden Zwischenfall. Im Winter 53/54 machte er sehr heftige Halsentzündungen durch und eine sehr schmerzhafte Operation, welche durch eine Geschwulst am Rücken — nähere Angaben über das Leiden fehlen uns — notwendig geworden war. In den Wintermonaten des Jahres 1855 mehrten sich die gefahrdrohenden Symptome, das Morphium schien seine langerprobte Wirkung zu versagen, häufiges langdauerndes Erbrechen schwächte den Kranken im höchsten Maße, und im Anfange des Jahres 1856 konnte sich die Umgebung über das nahe bevorstehende Ende des Dichters nicht mehr täuschen.

Etwa 14 Tage vor seinem Tode kommt Frau Jaubert in den Vormittagsstunden zufällig in die Wohnung Heines. Sie findet das erste Zimmer der Wohnung leer, die Thür zum Krankenzimmer offen: Heine liegt auf einer eigens für ihn konstruierten Chaiselongue, während man sein Bett zurecht macht. Die Beobachterin sieht, wie eine Dienerin den Kranken auf ihren Armen in das Bett zurücklegt. Sein Körper, schreibt sie, durch die Muskelatrophie entkräftet, gleicht dem eines Kindes von zehn Jahren; seine Füße hängen leblos herab, pendelnd, und sind so verdreht, daß sich die Hacken da befanden, wo der Spann hätte sein sollen. „Es war ein entsetzliches Schauspiel!“

Ein vom 17. Februar 1856 adressiertes Schreiben Dr. Grubys, welches mir im Original vorliegt, meldet kurz das Ableben Heines an seinen Bruder:

„Mit großem Bedauern melde ich Ihnen, geehrter Herr Kollege, das Ableben ihres Bruders in Paris. Er ist heute um 5 Uhr morgens verschieden in Folge

von Schwäche durch ein heftiges Brechen hervorgerufen."

Es ist ein müßiger Streit, ob der Tod Heines durch das Grundleiden selbst herbeigeführt wurde, d. h. also den natürlichen Ablauf desselben bedeutet, oder ob irgend ein an sich unbedeutender kleiner Zwischenfall, eine zufällige Unpäßlichkeit, jene eigensinnige kleine Flamme zum Erlöschen brachte, die den seit acht Jahren auf das Krankenbett hingestreckten Körper an der Auflösung verhinderte. Mit höchster Wahrscheinlichkeit können wir wohl annehmen, daß das Erbrechen, welches die Katastrophe heibeiführte, durch den langjährigen, übermäßigen Gebrauch des Morphiums und der anderen Narcotica verursacht wurde. Dafür sprechen auch die Angaben Meißners [1]), der das Ende des Dichters eingehend schildert:

> „Drei Tage hielt ein nicht zu stillendes Erbrechen an, und es war bald für Niemand in seiner Umgebung zweifelhaft, daß Heine diesmal unterliegen müsse. Die ungeheuren Dosen Morphium, die er allmälig zu nehmen gewohnt worden, hatten ihm sonst wohl ähnliche Zustände bereitet, doch niemals so heftig und anhaltend. Dennoch trotzte er und hoffte, er werde auch aus diesem Kampfe noch lebend hervorgehen."

Die Behandlung während der Katastrophe übernahm zunächst ein anderer eiligst herbeigeholter Arzt; Dr. Gruby kam erst 24 Stunden später; und auf die sofort gestellte Frage des Kranken, wie es mit ihm stehe, glaubte der Arzt, ihm das Aussichtslose seines Zustandes nicht verheimlichen zu dürfen. Heine empfing die Nachricht mit voller Ruhe; nach so langen

---

[1]) Der Dichter Alfred Meißner hat Medizin in Prag studiert.

Leiden auf seinen Tod gefaßt, wurde er durch die Worte des Arztes nicht im geringsten erschüttert. Er starb in der Nacht vom 16. auf den 17. Februar. Die Leiche wurde besichtigt von zwei zufällig in Paris anwesenden deutschen Aerzten Dr. Grabau und Dr. Sloman aus Hamburg. Eine ärztliche Sektion hat Heine ausdrücklich in seinem Testamente untersagt.

„Ich verbiete, nach meinem Tode meinen Körper einer Autopsie zu unterwerfen; und da meine Krankheit oft einem starrartigen Zustande glich, so soll man mir vor der Beerdigung eine Ader öffnen.“ (Aus seinem Testament von 1851.)

VII.

Noch einige Worte über die ärztliche Behandlung Heines. Sie entsprach den therapeutischen Strömungen in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Sturzbäder und Falldouche, Aderlässe, Blutegel, Abführmittel, Haarseile, reizende Salben, energische Cauterisationen — das ist das therapeutische Rüstzeug, mit welchem man ausgiebig gegen seine Krankheit vorging. Auch der damals in Frankreich weit verbreitete Broussaismus[1]) hat den zarten Organismus Heines zweifellos sehr geschädigt: die Behandlung Broussais' bestand im wesentlichen in energischer Blutentziehung mittels zahlreicher Blutegel, die gewöhnlich im Epigastrium angesetzt

[1]) François Josef Viktor Broussais, Professer und Oberarzt am Hospital militaire d'instruction und Mitglied der Königl. Akademie der Medizin wurde zu St. Melo 1772 geboren. Seine Lehre, die er in zahlreichen Schriften niedergelegt hat, entspringt dem Browne'schen Hauptaxiom, daß alles tierische Leben nur durch Reizmittel aufrecht erhalten wird; eine mäßige gleichartig verteilte Reizung bedingt Gesundheit; Krankheit entsteht durch zu starke oder zu schwache Reize.

wurden. Im Uebrigen sehen wir Heine fast in jedem Jahre an der deutschen Nordsee, oder während seines Pariser Aufenthaltes in den französischen See- oder Pyrenäenbädern.

Nach dem Eintritt ausgedehnter Lähmungserscheinungen scheint Heine unter der Leitung von Dr. Wertheim eine Wasserkur durchgemacht zu haben; wenigstens scheinen seine Bemerkungen von einer Kur, die seinen Zustand erheblich besserte, darauf hinzuweisen. Von Medikamenten wurden nur Jodkali eine Zeitlang angewendet; in den letzten Jahren bemerkt Heine oft, daß er gar keine Medizin mehr einnehme, und daß seine Frau keine Medizin ins Haus hineinlasse.

Die Pflege, die Heine auf seinem Krankenlager zu teil wurde, war zweifellos die denkbar sorgfältigste. Das entnehmen wir der Darstellung seines Bruders Max Heine; und dafür spricht der Umstand, daß es eben nur der sorgfältigsten Pflege gelingen konnte, sein Leben so lange Jahre zu erhalten. Daraus allein ergiebt sich die ganze Haltlosigkeit all der Vorwürfe, welche eine gewisse Klatschpublizistik gegen seine Frau, die so schön besungene Mathilde, gerichtet hat. Freilich die maßlose und sicherlich unbegründete Eifersucht des Dichters gegen seine Frau hat ihm nicht nur seelische Qualen bereitet, sondern auch sein körperliches Befinden infolge mancher unberechenbarer Zwischenfälle sehr ungünstig beeinflußt. So äußert sich sein Arzt in einer Unterhaltung mit Frau Jaubert:

> „Was vermag unsere Kunst im Kampfe gegen eine unsinnige Liebe und gegen die zügellose Eifersucht? Ich weiß nicht, welcher unbegründete Verdacht sich der Einbildung unseres Patienten bemächtigt hatte, ich konstatiere nur die Thatsache. Nachdem er sich von seiner auf den Boden gelegten Matratze hatte heruntergleiten oder vielmehr herunterfallen lassen, ist er auf dem Bauche, indem er sich auf die Hände stützte, mit An-

spannung aller seiner Kräfte bis zur Thür des Schlafzimmers der Frau Heine gekrochen, wo er ohnmächtig zusammengebrochen ist und Gott weiß, wie lange gelegen hat. — Heine kennt sein Schicksal ganz genau, setzte er hinzu, und ich weiß, daß ihn sein Mut nicht verlassen wird. Er ist ein wunderbarer Mensch; er hat nur zwei Gedanken im Kopf: seiner Mutter den Zustand seiner Gesundheit zu verheimlichen und die Zukunft seiner Frau zu sichern."

Nachdem erst Heines Leiden so weit fortgeschritten war, daß er andauernd das Bett hüten mußte, nachdem sich die oben geschilderten furchtbaren Schmerzen und Krämpfe verschiedener Art in den gelähmten Gliedmaßen eingestellt hatten, konnte die ärztliche Behandlung natürlich nur eine palliative sein. Die Aerzte mußten sich darauf beschränken, durch Beruhigungs- und Schlafmittel, durch Opium und Morphium wenigstens zeitweise und bis zu einem gewissen Grade Ruhe zu verschaffen. Wie aus Heines Briefen und aus allen sonstigen Berichten hervorgeht, war er schon in den ersten Jahren seiner Bettlägerigkeit gezwungen, sehr große Dosen Morphium zu gebrauchen. Ende 1848 meldet er schon seinem Bruder, daß er bisweilen gezwungen ist, bis 7 Gran Morphium, das sind 0,42 Gramm, also mehr als das Vierfache der Maximaldosis am Tage zu nehmen; und Frau Jaubert berichtet, daß er sich brüstete, ungefähr um dieselbe Zeit im Jahre für 500 Fr. Morphium zu gebrauchen.

Wir kommen damit zu der medizinisch und psychologisch gewiß interessanten, für die Wertschätzung und Beurteilung des Dichters in seiner letzten Lebensperiode bedeutungsvollen Frage, inwiefern sein Leiden und vor allem auch der übermäßige Gebrauch des Morphiums ihn nach der ethisch-moralischen und nach der intellektuellen Seite beeinflußt hat. Es kann natürlich unsere Aufgabe nicht sein, Stellung zu

nehmen im Streite der Parteien und Leidenschaften um den Charakter Heines, und es steht dem Arzte nicht an, das Sittenrichteramt zu üben. Aber das muß sich jedem, der unparteiisch und ohne Voreingenommenheit die ethische Entwicklung Heines auf dem Krankenbett verfolgt, unmittelbar aufdrängen, und das hat auch sein Arzt in gelegentlichen Aeußerungen hervorgehoben, daß er das Bild eines in sich gefestigten, ruhigen und ergebenen Dulders, eines gereiften Menschen und eines edlen Charakters bietet; auch der rigoroseste Eiferer kann seinem Charakter Züge reinster Menschenfreundlichkeit, Sanftmut, wahrster Freundschaft, innigster Kindesliebe, echt religiösen Glaubens nicht absprechen.

Psychologisch befremdend könnte seine Beziehung zu der Mouche wirken. Aber man vergegenwärtige sich die Lage des an sein Bett gefesselten geistig regsamen Dichters, um den es in der letzten Zeit still und einsam geworden ist, und dem unerwartet ein weibliches Wesen entgegentritt, das ihm neben unbegrenzter Teilnahme alles das bietet, was er bei seiner Frau stets vergebens gesucht: eine hohe Intelligenz, ein volles Verständnis für sein Wirken und Schaffen, eine getreue Mitarbeiterschaft; und man erinnere sich schließlich auch, daß uns die Litteraturgeschichte in der Beziehung des greisen Goethe zu Ulrike von Levetzow eine Parallele bietet. Auf den ersten Blick könnten auch die kleinen an die Mouche gerichteten Billets, mit ihrem Ueberschwang von Liebesbedürfnis, heißer Sehnsucht und Schmerz die Vorstellung einer geistigen Alienation hervorrufen — aber nur auf den ersten Blick; denn wer die übrige Korrespondenz des Dichters kennt, der wird genau dieselben Züge einer überschwänglichen Zärtlichkeit, ja äußerlich auch die entsprechenden Ausdrücke und Vergleiche in denjenigen Briefen finden, die er an seine innig geliebte Schwester und Mutter richtet.

Erwecken die moralischen Qualitäten des Dichters in den Jahren des Leidens eine stets wachsende Hochschätzung, so stehen wir mit Bewunderung vor der großen geistigen Arbeitskraft, die der Dichter wahrhaft „in tormentis“ bewältigt, vor dem frischen, sprudelnden, heiteren Geist voller Witz, Satyre, Ironie und epigrammatischer Schärfe, der ihm bis zum letzten Lebenshauche erhalten bleibt. Die ewige Angst, daß auch sein Gehirn gelähmt werden und er seinen Verstand verlieren könnte, war das Gespenst, welches den Dichter fordauernd ängstigte. Aber trotz der kleinlichsten Sorgen um seinen Haushalt und Lebensunterhalt, trotz der Aergernisse und zeitweise gereizten Unterhandlungen mit seinem Verleger, trotz qualvoller Schmerzen und andauernder Schlaflosigkeit, trotz des maßlos gesteigerten Konsums von Opiaten sehen wir den Dichter auf der vollen Höhe seiner produktiven Thätigkeit, bereichert er die Litteratur mit Werken, die ihm eine hervorragende Stelle in der Walhalla deutschen Ruhmes und deutscher Geistesgröße sichern. Es ist, so äußert sich in einem treffenden Vergleiche Berlioz, als stände der Dichter am Fenster seines Grabes, um diese Welt, an der er keinen Teil mehr hat, noch zu beschauen und zu bespotten. Wo in der gesamten Litteratur findet sich ein zweites Beispiel solcher Arbeitsfähigkeit während solcher Leiden, solcher ethischen Kraft, solcher Schaffensfreudigkeit!

Ueber den Einfluß des langwierigen Morphiumgenusses auf die geistige Potenz äußert sich sehr zutreffend Dr. Goßmann:

> „Wir wissen, daß geistig sehr hochstehende Männer eingefleischte Morphinisten waren. Sie sind es aber meist erst geworden, nachdem sie die steile Bahn zu der geistigen Höhe schon zurückgelegt hatten und nun auf dem gewonnenen Hochplateau einen müheloseren Pfad wandelten. Ihre Schaffensenergie haben sie vor dem chronischen Morphiumgenusse bethätigt.

Heinrich Heines Produktivität hat niemals nachgelassen, sie bewegt sich auf einer aufsteigenden Linie bis an sein Lebensende; dafür sprechen seine „Geständnisse“ der „Romancero,“ seine Memoiren, die „Gedanken und Einfälle“. Hier zeigt sich eine Obmacht des Geistes über den gebrochenen und verfallenen Leib, die uns staunende Bewunderung abringt; der hinsiechende Dichter gleicht dem gefesselten Prometheus, welcher unbekümmert um den Geier, der ihm den Leib zerfleischt, mit seltener Willenskraft und unversehrten Geisteskräften den Göttern trotzt.

Anhang.

Die beiden Briefe, die wir im folgenden anhangsweise wiedergeben, entstammen den letzten Lebensjahren des Dichters, also jener Zeit, in der seine Korrespondenz nicht mehr besonders rege ist. Sie sind gerichtet an Christian Schad, Professor in Kitzingen, und sind zweifellos von hohem Interesse für die Beurteilung der Krankheit, des Aussehens und der moralischen Weltanschauung des Dichters in seinen letzten Lebensjahren[1]). Ihre Wiedergabe ist wohl deswegen schon gerechtfertigt, weil sie in die bisher veröffentlichte Korrespondenz-Sammlung des Dichters noch nicht aufgenommen sind.

Paris, d. 26. April 1853.

Werthester Herr Schad!

„Es betrübt mich ungemein, daß ich Ihnen auf Ihren freundlichen Brief vom 4. dſs. erst heute und nur wenige Zeilen antworten kann; ich bin nämlich seit 4 Wochen kränker als je, und die gegenwärtigen Zeilen sind die ersten, die ich seitdem diktire, was freilich nicht ohne die größte Anstrengung geschieht. Ihr Pech in Bezug auf Ihre Zusendung ist mir sehr verdrießlich. Die zwei bedeutendsten chefs de bureau beim hiesigen Postamt sind persönliche Bekannte von mir, und untergeordneten Beamten ist hier alle Dummheit zuzuschreiben. Ich

---

[1]) Die Briefe sind veröffentlicht in der „Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte" (Seuffert) Band V Weimar 1892.

würde Sie gerne, herzlich gerne für die fatalen Tribulazionen durch irgend einen guten Beitrag für Ihren Almanach zu entschädigen suchen. Aber es hat mich jüngsthin mein Buchhändler Campe bei einer veränderten Ausgabe meiner „Neuen Gedichte" bis auf den letzten Vers ausgebeutelt, und ich besitze nur Fetzen einer größeren epischen Arbeit, die nur im Zusammenhang etwas taugen möchten, und in meinem physischen Zustande, gelähmt und drei viertel blind, wie ich bin, wäre es mir unmöglich, in diesem kränkern Augenblicke in meinen Papieren herumzustöbern, um einige Gedichte hervorzusuchen, die vielleicht doch am Ende nicht ratsam zu publiziren wären. Ich will Ihnen aber ganz gewiß für den nächsten Jahrgang frühzeitig eine Einsendung vorbereiten. — Mit Portraiten habe ich kein Glück. Als ich einst von der Weidmann'schen Buchhandlung so lange gequält wurde, bis ich mich entschloß, einem talentvollen Freunde, Tony Johannot, ganz eigens zu einem Portraite zum Musenalmanach zu sitzen, und dieses Portrait auch ganz vorzüglich gut ausfiel, geriet der deutsche Stahlstich doch so schlecht, daß eine wahre Fratze zum Vorschein kam. Vor anderthalb Jahren konnte ich es meinem Buchhändler Campe bei seinem Hiersein nicht abschlagen, einem Zeichner zu sitzen, dessen Arbeit ebenfalls nicht schlecht war; zu meinem großen Aerger aber hat Campe dann einen großen Steindruck anfertigen lassen, der wieder eine scheußliche Fratze wurde, worin noch obendrein das hervorhängende Glotz-Auge eine nachträgliche Erfindung des Lithographen ist. Es ist ein empörender Mißbrauch des Vertrauens, mein armes unschuldiges Gesicht dergestalt zu prostituiren. Von älteren Porträten kenne ich nur eine Lithographie, die nach einer Zeichnung von Oppenheim im Jahre 1831

herausgekommen und obgleich sie blutwenig geschmeichelt ist, dennoch der Aehnlichkeit wegen gerühmt werden kann. Ich empfehle Ihnen diese letztere, sowie auch einen Stahlstich, welchen die Revue des deux Mondes einem ihrer Hefte vor etwa 9 Jahren beigegeben hat, und (welcher) von allen meinen Freunden der Aehnlichkeit und der guten Auffassung wegen gepriesen wird. Soviel erlaube ich mir Ihnen zu bemerken, in Bezug auf Ihr gütiges Vorhaben, eine Copie meines Gesichtes Ihrem Almanach voranzustellen. Ich danke Ihnen für diese freundliche Theilnahme.

Graf Auersperg, unser lieber Collega, der mir ein edler, alter Freund ist, befindet sich in diesem Augenblick hier, ich habe ihn aber bis jetzt nur wenig sehen können.

Indem ich Ihnen nochmals freundlich für Ihre unermüdliche Güte danke, verharre ich

Ihr aufrichtig ergebener

Heinrich Heine

(50, rue d'Amsterdam.)

Paris, 22. Juni 1853.

Werthester Herr Schad!

Ihr wertes Schreiben vom 14. dss. habe ich richtig erhalten. Als ich Ihnen zuletzt schrieb, war ich so krank, daß ich mich darauf beschränken mußte, Ihnen vorläufig meinen Gedicht-Beitrag einzusenden. Unter dem Worte vorläufig habe ich mir keine nachfolgende Sendung gedacht; eine reichlichere Einsendung vermag ich erst Ihnen zum folgenden Jahrgang zu versprechen. Ich beeile mich, heute Ihnen aus dem besonderen Grunde

zu schreiben, weil ich das Marketenderinlied für etwas zu stark gefärbt halte, und ich eine Strophe darin verändern will. Ich glaube, es ist die 5. Strophe, welche lautet:

Gleichviel, von welchem Heimathland,
Gleichviel von welcher Sekt ist
Der Mensch wenn nur der Mensch gesund
Und der Mensch nicht angesteckt ist.

Ich bitte Sie, statt dieser Verse folgende Variante zu drucken:

Gleichviel von welcher Heimath, gleichviel
Von welchem Glaubensbund ist
Der Mensch, er ist mir lieb und werth
Wenn nur der Mensch gesund ist.

Ich habe den mir zugeschickten Almanach gelesen, oder vielmehr mir vorlesen lassen, und ich ersah daraus mit Vergnügen, daß die süßlich girrende Sentimentalität der Entsagungs-Poesie in Deutschland sehr abgenommen hat. Ich hoffe, daß das Portrait, von welchem Sie sprechen, nicht eine Copie desjenigen ist, welches Campe herausgegeben, und worin er mir, wie ich Ihnen schon gemeldet, ein scheußliches Schellfisch-Auge angehängt hat. Wahrscheinlich und hoffentlich haben Sie sich das Portrait der Revue des deux Mondes zu verschaffen gewußt.

Indem ich Ihnen für Ihre Freundlichkeiten und collegialische Theilnahme heiter danke, verharre ich

Ihr ergebener

Heinrich Heine.

Litteraturverzeichnis.

(Wir führen aus der sehr umfangreichen Heine-Litteratur in folgendem nur diejenigen Bücher und Schriften auf, aus denen Zitate entnommen, und die im Text nicht angeführt sind.)

Elster, Deutsche Rundschau, Band 91 Juli 1897 Seite 51ff.

Embden, Ludwig von, Heinrich Heines Familienleben. Hamburg, Hoffmann & Campe.

Engel, Eduard, Heinrich Heines Memoiren und neugesammelte Gedichte, Prosa und Briefe. Hamburg, Hoffmann & Campe.

Heinrich Heines sämtliche Werke; Biographie von Dr. G. Karpeles. Hamburg, Hoffmann & Campe.

Heinrich Heines gesammelte Werke; kritische Gesamtausgabe. Band VIII und IX, 2. Auflage. Berlin, Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Maximilian Heine, Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie. Berlin, Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Jaubert, C., Souvenirs, lettres et correspondances. Paris, Hetzel & Co.

Karpeles, G., Heinrich Heines Autobiographie. Berlin, Rob. Oppenheim.

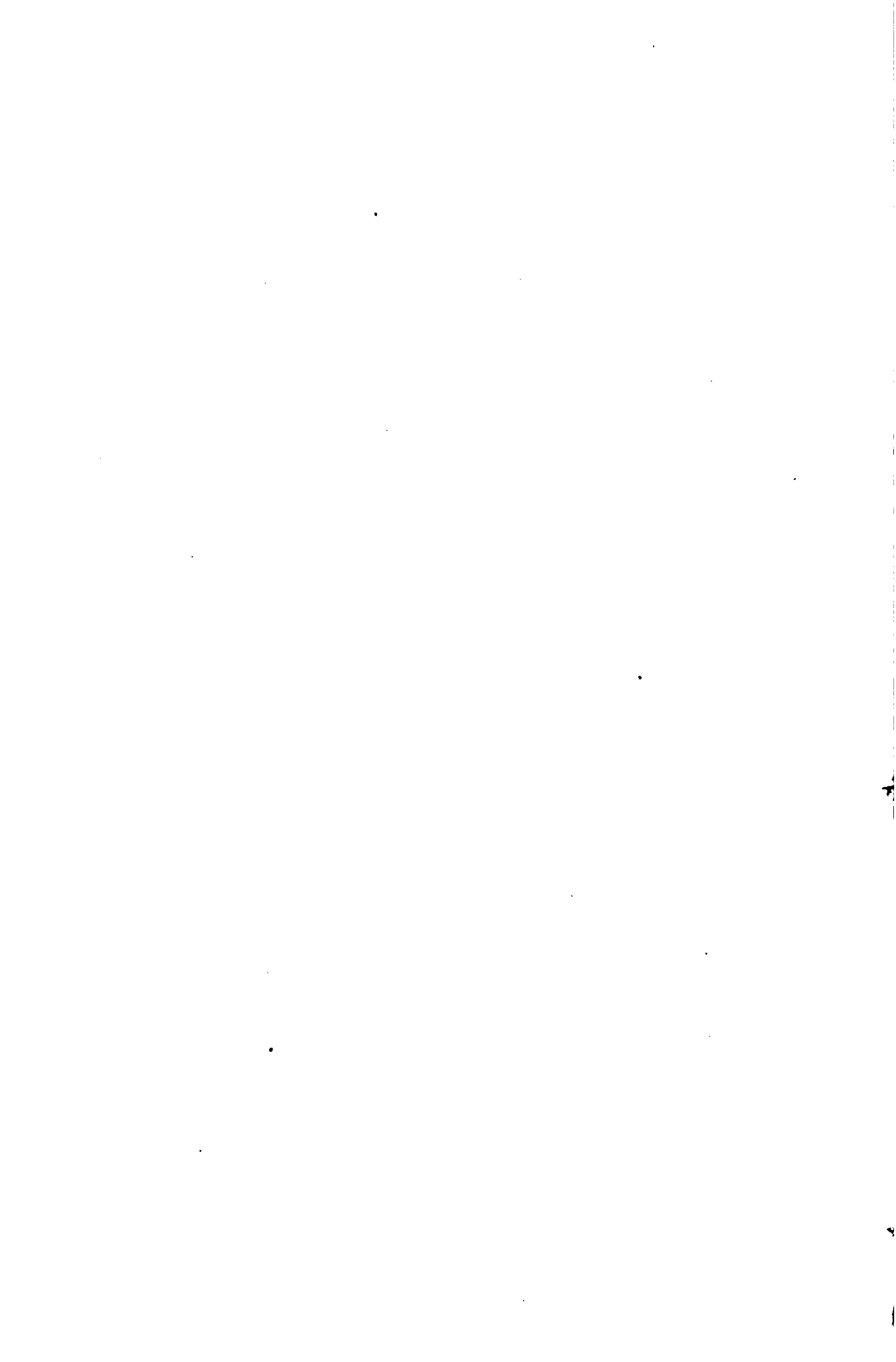
Mauthner, Ludwig, Prof. Dr., Vorträge aus dem Gesamtgebiete der Augenheilkunde. II. Band. Wiesbaden, J. F. Bergmann.

Selden, Camille. Les derniers jours de Henri Heine. Paris, C. Levy.

Steinmann, Friedr., H. Heine, Denkwürdigkeiten und Erlebnisse. Prag und Leipzig, Kober.

Strodtmann, Adolph, H. Heines Leben und Werke. 3. Aufl. Hamburg, Hoffmann & Campe.

Strodtmann, Adolph, Dichterprofile. Litteraturbilder aus dem 19. Jahrhundert. 2. Aufl. Berlin, Abenheim'sche Verlagsbuchhandlung.



Ulrich Hegner's gesammelte Schriften

5 Bände

Preis M. 6,—

Sonette

von

Wilhelm von Humboldt

Mit Bildniß

geb. M. 5,—

J. M. R. Lenz gesammelte Schriften

Herausgegeben von **Ludwig Tieck**

3 Bände

Preis M. 6,—

Kritische Schriften

von

A. W. von Schlegel

2 Bände

Preis M. 4,—

er

erlin

on Bü

reis M.

und Sc

dwig T

Preis M.

r Kraft

Preis M.

Preis M.

Ein dramatisches Gedicht. 2 Bände

Preis M.


GAYLAMOUNT
PAMPHLET BINDER
Manufactured by
GAYLORD BROS. Inc.
Syracuse, N. Y.
Stockton, Calif.



